

hastuzeit

die hallische Studierendenschaftszeitung



so kann's gehen: Eigentlich wollten wir schon Mitte Oktober mit unserem neuen Heft erscheinen und Euch im neuen Semester begrüßen. Hausarbeit, Klausur und Praxisprojekt sei es gedankt, dass wir jetzt ein bisschen später gestartet sind. Neben dem neuen Heft warten nicht nur viele fleißige ASQ-Teilnehmer darauf, Euch für die kommenden Ausgaben mit allerhand Neuigkeiten aus Halle und der Welt zu versorgen. Gleichzeitig sagt die alte Chefredaktion »Tschüß« und die neue »Hallo«. Schon in der vorlesungsfreien Zeit ist unsere ASQ gestartet, und wir haben an den Geschichten fürs Heft gearbeitet. Was dabei rausgekommen ist, kann sich wirklich sehen lassen.

In *hastuUni* gehen wir unter anderem der Frage nach, ob an der Uni Halle mit Tieren experimentiert wird. Dazu haben wir auch Euch gefragt, was Ihr von Tierversuchen haltet. Außerdem haben wir mit drei Burgstudentinnen gesprochen, die für ein Projekt nach Mosambik gereist waren.

Unser Titelteil beschäftigt sich diesmal mit dem Thema Internationalität. In der Redaktion haben wir uns nicht wirklich auf eine Definition einigen können, was man unter »international« alles fassen kann. Verschiedene Kulturen in einem Land, ist das international? Oder sollte man vielmehr versuchen, näher am Wortursprung zu bleiben, »zwischen den Ländern«? Gibt es den Begriff »interna-

tional« in unserer Gesellschaft noch? Wenn ja, ist das gut oder schlecht? Anstatt uns auf eine feste Definition zu einigen, haben wir ein ziemlich buntes Themenspektrum abgedeckt: Von den Protesten in Chile über die Situation in Nicaragua bis nach Halle – denn auch bei uns sind internationale Studenten zu Hause. Damit denen die Ankunft in Halle nicht so schwer fällt, gibt es seit einiger Zeit ein »Buddy-Programm« an der MLU: Erfahrenere Semester betreuen die Neankömmlinge und helfen ihnen bei ihren ersten Schritten in der fremden Stadt.

In *hastuPause* stellen wir Euch den Papka-Verlag vor, der eigentlich gar nichts mit einem klassischen Verlag zu tun hat: Hier ist jedes Buch ein Unikat, aus Pappkarton. Außerdem haben wir uns mit der hallischen Bluesband Schellfisch getroffen und nachgefragt, was ihre Musik mit Halle zu tun hat. Zu guter Letzt haben wir uns ein Fachbuch angeschaut, das sich einem außergewöhnlichen Thema widmet: der Kulturgeschichte des Frosches. Ob sich das Lesen lohnt hat und welche Erkenntnisse dabei rumgekommen sind, lest Ihr am besten selbst.

Wie Ihr vielleicht bemerkt habt, ist die Ausgabe ein wenig dünner als die letzten. Das liegt daran, dass wir künftig wieder versuchen wollen, dreimal im Semester zu erscheinen. Mal sehen, ob uns das gelingt ... Viel Spaß beim Lesen!

Tom & Yvette

Website: www.hastuzeit.de

Druck: Druckerei & DTP-Studio H. Berthold, Äußere Hordorfer Straße 1, 06114 Halle (Saale)
Der Umwelt zuliebe gedruckt auf Recyclingpapier.

Auflage: 4000 Stück

Redaktionsschluss: 27. Oktober 2011

hastuzeit versteht sich als Mitmachmedium.

Über Leserbriefe, Anregungen und Beiträge freuen wir uns sehr. Bei Leserbriefen behalten wir uns sinnwahrende Kürzungen vor. Anonyme Einsendungen werden nicht ernst genommen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt *hastuzeit* keine Haftung.

Neue Mitglieder sind der Redaktion herzlich willkommen. Sitzungen finden in der Regel mittwochs um 20.00 Uhr im Gebäude des Stura (Anschrift siehe oben) statt und sind öffentlich. Während der vorlesungsfreien Zeit finden die Sitzungen unregelmäßig statt.

Impressum

hastuzeit, die hallische Studierendenschaftszeitschrift, wird herausgegeben von der Studierendenschaft der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und erscheint in der Regel dreimal im Semester während der Vorlesungszeit.

Chefredaktion: Tom Leonhardt (V. i. S. d. P.), Yvette Hennig

Redaktion: Konrad Dieterich, Katharina Deparade, Julia Kloschkewitz, Sabine Paschke, Helena Werner
freie Mitarbeit: Caroline Bünning, Charlotte Klimas, Ronja Schlemme, Franziska Schmidt, Angela Unger

Layout: Tom Leonhardt

Titelbild: Susanne Wohlfahrt

Lektorat: Konrad Dieterich, Caroline Bünning, Yvette Hennig, Ramona Ramtke, Julia Kloschkewitz

Anschrift: *hastuzeit*, c/o Studierendenrat der MLU, Universitätsplatz 7, 06108 Halle

E-Mail: redaktion@hastuzeit.de

Inhaltsverzeichnis

02 Editorial – Das Wort zum Heft

- 04 Sezieren geht über Studieren – Gibt es Tierversuche an der Uni Halle?
- 06 Wissenschaft scheitert nie – Akademische Misserfolge haben eine neue Plattform
- 07 Es war einmal ... (2) – Über die Geschichte der Universität - Teil 2
- 08 (Spiel-)Kulturen entdecken – Spiel- und Lerndesigner in Mosambik

- 11 Internationalität – Viele Länder, viele ...
- 12 Wir träumen immer von schönen, reichen Ländern! – Freiwilligendienst in Nicaragua
- 14 Als internationaler Student in Halle – Warum im fernen Halle?
- 16 Über den Tellerand geschubst – Ein gutes Studium kann nur international sein
- 17 Starthilfe Buddy – Ein Erfahrungsbericht
- 18 Mehr internationales Flair – Die Uni Halle will mehr internationale Studierende
- 20 Küssen, Tanzen, Demonstrieren – Über die aktuelle Protestlage in Chile
- 22 Unterschreiben Sie hier, dann nur noch Koffer packen – Über Umwege ins Ausland

- 23 The Culture Junkie Manifesto – Ein Bekenntnis
- 24 Öko-Literatur in Halle: Papka – Bücher verlegen in Eigenregie
- 26 Der Blues der Stadt – Schellfisch zum Stelldichein bei *hastuzeit*
- 27 Kulturgeschichte in Grün – Eine Rezension
- 28 Neues von der Schauburg – Glanz und Gloria immer noch in weiter Ferne
- 30 Pinnwand – Was sonst noch wichtig ist ...
- 31 Stura aktuell – Aktuelles aus dem Studierendenrat

hastuUni



hastuInteresse



hastuPause



Sezieren geht über Studieren

Im Dienste der Wissenschaft wird auch an der MLU mit Tieren experimentiert.

Ein Affe bekommt unter Narkose Elektroden in seinen Schädel eingesetzt. An einen Stuhl gefesselt soll er geometrische Figuren beobachten und Rätsel lösen. Als Belohnung gibt es etwas zu trinken. Dies ist einer der jüngsten Fälle von Tierversuchen zu Forschungszwecken, der letztlich sogar vor Gericht endete. Jahrelang kämpften Tierschützer gegen die Universität Bremen, in deren Labor diese Versuche stattfanden. Die Tierschützer verloren, und die Versuche durften weitergehen.

In Deutschland sind Tierversuche generell erlaubt, aber das Tierschutzgesetz setzt Grenzen. Viele Naturwissenschaftler, wie auch im Falle der Affenversuche, werden von Tierschützern als emotions- und gewissenlose Menschen bezeichnet, denen der medizinische Fortschritt wichtiger sei als das Wohl der Tiere. Wer noch ganz am Anfang einer naturwissenschaftlichen Karriere steht, muss sich zwangsläufig mit den moralischen Fragen seines Faches auseinandersetzen. An der MLU sind in diesem Semester rund 7400 Studenten eingeschrieben, die ein naturwissenschaftliches Fach gewählt haben. Speziell in den Studiengängen Biologie und Biochemie müssen sie selbst Tierversuche durchführen.

»Dass sich durch Tierversuche das Wissen besser vermitteln lässt, kann kein Argument sein.« (Marie, Geographie und Germanistik)

Tierversuche an der MLU?

Der Tierschutzverband SATIS hat im September dieses Jahres sein »Ethik-Hochschulranking« veröffentlicht. Dort wird aufgezeigt, an welchen deutschen Universitäten Tierversuche besonders häufig vorkommen. Auch die Uni Halle wird im Ranking genannt. In der Biologie werden zum Beispiel Versuche an Fröschen durchgeführt. Dabei sezirt der Dozent einen Frosch, um physiologische Merkmale aufzuzeigen. In Anatomiekursen werden unter anderem Regenwürmer, Schaben, Weinbergschne-

cken, Hamster oder Mäuse sezirt. Die Tiere stammen aus eigener Zucht, aus Freilandsammlungen und von Anglern. Die Säugetiere werden zuvor mit einem Nervenpräparat getötet, damit für die Sektion die Organe erhalten bleiben. Die Weinbergschnecken werden in heißem Wasser ertränkt. Die Studenten sezieren in diesem Kurs die Tiere, um Organe zu untersuchen. In der Humanmedizin findet schon seit Jahren kein Tiereinsatz mehr statt. Das zoologische Praktikum im Studiengang Biochemie, welches obligatorisch ist, beinhaltet wiederum verschiedene Tierversuche. So gibt es solche, bei denen Insekten biochemische Stoffe gespritzt werden. Anhand ihres Flugverhaltens wird die Wirkung dieser Stoffe untersucht.

Versuche mit größeren Säugetieren, wie Affen, gibt es in Halle aktuell keine. Der hallische Tierschutzverein konnte bestätigen: »Uns sind keine Versuche an der MLU bekannt, die gegen das deutsche Tierschutzgesetz verstoßen. Im Übrigen gibt es seit fast 20 Jahren eine Richtlinie für Tierversuche an der MLU sowie eine Tierschutzkommission, die sämtliche Versuche auf gesetzliche Verstöße hin überprüft.«

Wie Ethik zu Biologie passt

Um den Umgang mit moralischen Fragen in den Naturwissenschaften zu fördern, wurde die ASQ Bioethik ins Leben gerufen. »Die Initiative zur ASQ Bioethik ging von Studierenden der Biologie aus, die der Ansicht waren, dass ethische Fragen ihrer Fächer in ihrem Studiengang nicht ausreichend diskutiert würden«, erklärt Professor Dr. Matthias Kaufmann, der am Institut für Philosophie und Ethnologie arbeitet und mitverantwortlich für

die ASQ ist. Die Biologiestudentinnen Kerstin Göbel und Julia Dieskau hatten die Idee zur ASQ und werden auch in diesem Semester wieder gemeinsam mit Kommilitonen und Dozenten in Seminaren und Sitzungen diskutieren. Die Organisatoren der ASQ sind Mitglieder der studentischen Förderinitiative SFI e. V.

»Wir wollen die Menschen in einer Welt der immer schneller fortschreitenden Technik und der sich daraus neu ergebenden Möglichkeiten dazu anregen, ihr Verhalten und das Verhalten ihrer Mitmenschen kritisch zu hinterfragen«, erläutert Julia. In ihrem Studium musste sie selbst feststellen, dass beispielsweise beim Sezieren von Tieren nicht gefragt wird, ob der Student ethische Bedenken hat. »Wir wollen nicht den Eindruck erwecken, dass wir absolut gegen Tierversuche sind. Für uns steht an erster Stelle, dass sich die Leute selber Gedanken machen.« Zu der ASQ gehören neben den Vorlesungen und Seminaren auch Exkursionen, beispielsweise in ein Primatenforschungszentrum in Leipzig. Die Teilnehmer der ASQ sind hauptsächlich Studenten aus den Naturwissenschaften.

Alternativen müssen her

»Man muss auch daran denken, wie viele grundlegende Erkenntnisse durch Tierversuche gewonnen wurden. Erkenntnisse, die vielen Menschen das Leben gerettet haben.« (Jens, Germanistik)

Das Thema Tierversuche wird viel diskutiert in der Politik, der Gesellschaft und nicht zuletzt an der Uni. Die moralische Grenze steht bei jedem an einer anderen Stelle. Wie bei den Versuchen mit den Affen an der Universität Bremen sträuben sich Gerichte und nicht zuletzt Politiker dagegen, Versuche gänzlich zu verbieten. Aber ohne



»Wenn die Menschheit sich Fortschritt wünscht, so soll sie danach streben, aber nicht auf Kosten von Lebewesen.« (Manuel, BWL)

Tierschutzrichtlinien und Gesetze geht es auch nicht. Die Weiterentwicklung von Alternativen muss gefördert und gefordert werden. Computersimulationen und bildhafte Darstellungen werden schon vielfältig in der Forschung und der Lehre eingesetzt. Wenn Naturwissenschaftler und Tierschützer gemeinsam mit der Politik in Zukunft noch intensiver zusammenarbeiten, sollten weitere Lösungsansätze sicher zu finden sein.

Text: Franziska Schmidt
Illustrationen: Susanne Wohlfahrt

• Ihr wollt mehr zum Thema wissen?
<http://www.satis-tierrechte.de>
<http://www.tierrechte.de>
http://umwelt.verwaltung.uni-halle.de/5105_97121/

Wissenschaft scheitert nie

Warum immer nur über wissenschaftliche Erfolge reden? Das »Journal of Unsolved Questions« (JUnQ) nimmt vermeintliche Fehlschläge in den Blick. *hastuzeit* sprach mit einem der Gründer, Thomas Jagau, der an der Uni Mainz promoviert.

JUnQ veröffentlicht ausschließlich Fälle von erfolgloser Forschung. Wie seid ihr auf diese Idee gekommen?

Am Anfang der ganzen Sache steht die Beobachtung, dass Wissenschaft in der Praxis, wie man sie als naturwissenschaftlicher Student erlebt, zum Großteil aus Dingen besteht, die nicht funktionieren. In der Öffentlichkeit wird es aber so kommuniziert, als gebe es nur große Durchbrüche. Um diesen Widerspruch ein bisschen aufzulösen, haben wir das »Journal of Unsolved Questions« gegründet. Wir denken, dass auch negative Resultate wertvoll sind.

Auf eurer Website steht, eines eurer Ziele ist es, die Ehrlichkeit in der Forschung zu fördern. Gibt es da einen Bezug zu den bekanntgewordenen Plagiatsfällen in Deutschland?

Wir hatten das Journal schon im Sommer 2010 gegründet, insofern ist die Idee schon älter. Allerdings haben diese Plagiatsaffären sicher dazu geführt, dass viele Leute auf unsere Zeitschrift aufmerksam geworden sind. Insofern hat uns das geholfen. Der Unterschied ist aber, dass bei diesen Fällen häufig der persönliche Titelwerb im Vordergrund steht und nicht die Wissenschaft. Was uns damit verbindet, ist wahrscheinlich die Tatsache, dass es auch in der Wissenschaft manchmal mehr Schein als Sein gibt. Also, dass weniger nach dem Inhalt einer Arbeit gefragt wird, sondern nach dem Glanz.

Und mit dem Heft könnt ihr darauf Einfluss nehmen?

Wir denken zumindest, dass mit der Publikation von Negativresultaten den Forschern der Druck genommen wird, ihre Ergebnisse aufzuhübschen. Wenn man nur große Durchbrüche veröffentlichen kann, ist natürlich die Verführung da, seine Ergebnisse so zu präsentieren, dass sie besonders gut aussehen. Und das muss nicht immer besonders ehrlich sein.

Müsst ihr viel Überzeugungsarbeit bei den Wissenschaftlern leisten, damit sie bei euch publizieren?

Viele Leute denken, das Scheitern fällt auf sie persönlich zurück. Sie glauben, dass sie dann als gescheiterte Wissenschaftler wahrgenommen werden. Natürlich ist die Gefahr immer da, dass die Ursache für das Scheitern irgendwie trivial ist – also dass es an den schlechten Methoden liegt, die



man ausgewählt hat. Wir sind aber der Meinung, dass man auch im Falle eines fehlgeschlagenen Experiments trotzdem genügend Selbstvertrauen haben sollte.

Gerade Geistes- und Sozialwissenschaftler sind gut darin, erfolglose Forschung so hinzubiegen, dass man sie als erfolgreich publizieren kann. Gab es schon Veröffentlichungen aus dem Bereich?

Wir hatten Bereiche an der Grenze zwischen Natur- und Sozialwissenschaften. Zum Beispiel hat sich eine »Open Question« in der aktuellen Ausgabe mit der Wirkung von Epidemien auf die Monogamie beschäftigt. Die Autoren vertreten die Idee, dass durch Syphilis-Epidemien und andere Krankheiten monogames Verhalten vorteilhaft wurde. Das ist kein rein naturwissenschaftliches Thema mehr.

Was bringt die Zukunft für eure Zeitschrift?

Wir planen zwei Ausgaben pro Jahr und haben das bisher auch eingehalten. Die nächste Ausgabe ist für Januar 2012 geplant. Wir hoffen, dass wir das Ganze bis dahin ein bisschen mehr professionalisieren können. Wir wollen das Heft ein wenig mehr aus dem Rahmen der Universität herausheben. Es gibt auch Leute, die Interesse daran haben, unser Heft kommerziell zu vertreiben. Aber das ist noch nicht in trockenen Tüchern.

Interview: Angela Unger

• JUnQ im Netz: <http://junq.info>

Es war einmal...

Halle birgt eine der ältesten Hochschulen Deutschlands. *hastuzeit* unternimmt einen kleinen Ausflug in die Geschichte der Universität und schaut, wie alles begann. Teil 2

Die **Universität** und die Stadt Halle sind eng miteinander verbunden. Erkennbar ist, dass an den grünen Universitätsschildern, die viele Gebäude weit über den Campus hinaus als Einrichtung der Hochschule kennzeichnen. Und spätestens, wenn man zwischen zwei Seminaren von einem Institut zum anderen durch die halbe Stadt eilen muss, merkt man, wie weit sich die MLU über Halle erstreckt.

Schreibt man den Namen, also »Martin-Luther-Universität Halle–Wittenberg« aus, fällt auf, dass die MLU nicht auf Halle beschränkt ist. Zum Seminar nach Wittenberg musste bisher wohl kaum ein Student radeln.

Erfolgsjahre für die Hochschule

Als einer der Ausgangspunkte der deutschen Aufklärung unter den Rechtsgelehrten Christian Thomasius und dem Philosophen Christian Wolff gehörte die damalige Friedrichs-Universität im 17. Jahrhundert zu den bedeutendsten Hochschulen im deutschen Sprachraum.

Die Universitäts- und Landesbibliothek wurde 1696 gegründet. Heute ist sie mit über fünfeinhalb Millionen Bestandseinheiten die größte wissenschaftliche Allgemeinbibliothek Sachsen-Anhalts. Halles medizinische Fakultät gewann 1717 mit der Eröffnung des ersten deutschen Universitätsklinikums an Bedeutung. Der klinische Unterricht fand zunächst in den Franckeschen Stiftungen statt. Die Gebäude in der heutigen Magdeburger Straße und das Klinikum in Kröllwitz entstanden erst 1876 und 1971. Vor bedeutenden Medizinern wie Johann Christian Reil, Vater der deutschen Psychiatrie, promovierte 1754 die erste Frau Deutschlands. Dorothea Erxleben musste um ihre Zulassung an der medizinischen Fakultät kämpfen, doch sie konnte ihren Beruf als Ärztin dann offiziell ausüben.

Die Universität war zum Ende des 18. Jahrhunderts eine der erfolgreichsten und wichtigsten Hochschulen des Landes. Im Jahr 1806 allerdings eroberte das napoleonische Heer die Stadt und nahm sie ein.

Das Doppelsiegel der Universität

Das Hauptgebäude der Universität wurde von der Besatzungsmacht zum Lazarett umfunktioniert. Die Universi-



tät in Halle wurde 1807 geschlossen und die Stadt Teil des neu gebildeten Königreichs Westphalen. 1815 wird sie wieder dem Königreich Preußen zugesprochen. Wittenbergs Hochschule wird durch Napoleon 1814 geschlossen, die Stadt fiel 1815 nach dem Wiener Kongress an das Königreich Preußen. Zwei Jahre später entstand nach der territorialen Neuordnung aus den geschlossenen Hochschulen die Vereinigte Friedrichs-Universität Halle–Wittenberg in Halle wieder. In Wittenberg wurde dafür das Evangelische Predigerseminar gegründet.

Die Besonderheit der Vereinigung der Universitäten findet sich auch im Doppelsiegel wieder, das die MLU bis heute verwendet: Die linke Hälfte des Siegels entspricht dem Abbild des Rektors der Universität Halle aus dem Gründungsjahr 1694. Es zeigt den damaligen Stifter, Kurfürst Friedrich III unter einem prunkvoll geschmückten Thronbaldachin. Das kurfürstlich-brandenburgische Majestätssiegel diente diesem als Muster. Auf den Schmuckbändern findet man die lateinische Inschrift: SIG: ACADEMIAE FRIDERICIANAE HALLENS (Siegel der Friedrichsuniversität Halle). Die rechte Hälfte zeigt den Rektor und Stifter der Wittenberger Universität aus dem Gründungsjahr 1502, Friedrich den Weisen. Um die Wappenschilder herum findet man die Innschrift: ME AVS-PICE. CEPIT. WITTENBERG. DOCERE. (Wittenberg hat unter meiner Herrschaft begonnen zu lehren).

Die vereinigte Universität zog 1834 auf den Campus und in das Hauptgebäude auf dem Uniplatz. Das heutige Löwengebäude wurde nach den Plänen der Architekten Ernst Friedrich Zwirner und Wilhelm Heinrich Matthias errichtet. 1868 erhielt es links und rechts neben der Freitreppe die namensgebenden Löwen.

Text: Julia Kloschkewitz
Bild: MLU Halle-Wittenberg

(Spiel-)Kulturen entdecken

Im Studium »Grenzen« überwinden. Das haben drei Burgstudentinnen wörtlich genommen und sind für ein Projekt nach Mosambik gereist.

»Ich bin eigentlich kein Reisetyp, war es nie und werde es auch nie sein«, stellt Steffi lachend fest. Gemeinsam mit ihren Kommilitoninnen Julia und Johanna ist sie im vergangenen Sommer für ein Studienprojekt nach Mosambik gereist. Die drei angehenden Industriedesignerinnen hatten vor, die mosambikanische Kultur kennenzulernen. Ganz besonders ging es ihnen darum, von ihren Projektpartnern vor Ort traditionelle Spiele zu erlernen und sich mit ihnen darüber auszutauschen. Aus diesen Recherchen wollten die drei Studentinnen neue Ideen für ihre Projekte im Fach »Spiel- und Lerndesign« gewinnen. Ziel des Studiengangs ist es nicht nur, einfaches Spielzeug für Kinder zu entwickeln. Spielen ist hier mehr, als mit Blöcken und Würfeln zu bauen. Vielmehr wird hier Spielen als kreativer Prozess verstanden, bei dem man sich selbst Wissen aneignet. Für ihre Produktentwürfe arbeiten die Studenten an der Burg Giebichenstein deshalb häufig direkt mit Kindern zusammen. So können sie gleich ausprobieren, was bei den Kindern gut ankommt. Für ihr Projekt in Mosambik haben die drei Studentinnen personelle Unterstützung von einer berufsbildenden Schule aus Hamburg bekommen. Außerdem half ihnen vor Ort die Kunstschule aus Maputo, der Hauptstadt Mosambiks. Die Reisekosten mussten sie aber zum Großteil selbst übernehmen – Unterstützung dafür gab es von dem Hamburger Hilfsverein »Forum zum Austausch zwischen den Kulturen«.

Mission Spielplatz

Bevor die Gruppe an ihrem eigentlichen Ziel ankam, der Stadt Inhambane, gab es einen kleinen Zwischenstopp in Maputo. »Maputo ist eine sehr laute und volle Stadt. Das war schon sehr anstrengend für uns«, erzählt Johanna. Nach fünf Tagen in der Hauptstadt ging die Reise dann ins 480 Kilometer entfernte Inhambane. Dort sollte dann auch das eigentliche Projekt stattfinden. »Für die Fahrt haben wir mehr als zehn Stunden gebraucht, weil wir einen sehr, sehr alten Bus hatten«, erinnert sich die Burgstudentin. Nach der langen Fahrt wurden sie dann in Inhambane mit einer Überraschung belohnt: »Als wir zu der Schule gekommen sind, war alles ganz still, weil wir fast auf dem Land waren. Dann kamen plötzlich alle Schüler aus der Schule und haben angefangen, für uns zu singen.« Nach dem ersten Kennenlernen ging es direkt an die Arbeit: Neben den Rechercharbeiten gab es einige Projekte, die

von der Gruppe im Vorfeld geplant worden waren. Die größte »Baustelle« war der städtische Spielplatz: »Der war eigentlich ganz gut in Schuss«, erzählt Johanna. Neben einer Rutsche und einer Wippe gab es noch einige leicht verrostete Schaukeln auf dem Platz. »Jede der Schaukeln hat höllisch gequatscht. Zusammen war das ein sehr schönes Orchester.« Deshalb war die erste Handlung der drei Studentinnen, Öl zu besorgen und die Schaukeln wieder auf Vordermann zu bringen. »Dann haben wir anschließend geschaut: Was kann dieser Spielplatz? Wie sieht er aus? Dann haben wir einfach überlegt, wie man den Spielplatz verbessern könnte und an welchen Ecken man etwas ausbessern oder neu gestalten muss.« Am Ende sind dabei fünf Projekte herausgekommen: Gemeinsam mit den Berufsschülern aus Hamburg und ihren mosambikanischen Partnern hat die Gruppe eine Seilbahn gebaut.



Während der Bauarbeiten für die neue Seilbahn auf dem Spielplatz



Aus einer tristen Betonklotzlandschaft, auf der die Kinder spielen sollten, wurde ein dreidimensionales Twisterspiel. »Dann gab es da eine Brücke über ein Wasserbecken. Da haben wir ein Sprachlernspiel mit Symbolen und verschiedenen Sprachen drauf gebaut.« Zusätzlich hat die Gruppe ein Sonnendach errichtet. In Mosambik werden auch Brettspiele gespielt, auf dem Spielplatz hatte es aber zuvor keinen geeigneten Ort dafür gegeben. Außerdem hatte ein Lehrer aus Maputo den Plan, einen großen Elefanten aus Stahlbeton zu bauen. Sein Rüssel sollte den Kindern als Rutsche dienen. Den Elefanten konnte die Gruppe aus Zeit- und Geldgründen aber nicht mehr fertig bauen.

Warten auf

Mosambik zählt zu den ärmsten Ländern der Welt. Die Bevölkerung ist auf internationale Entwicklungshilfe stark angewiesen. 2008 betrug das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf 440 US-Dollar. In Deutschland waren es im gleichen Jahr 39 900 US-Dollar. »Ich würde nicht sagen, dass die Lage in Mosambik so schlimm ist«, kommentiert Julia, »wir mussten den Beton zwar auf der Straße von Hand mischen. Außerdem war ab und zu der Strom weg.« Dennoch waren die drei mit den Arbeitsbedingungen in Mosambik zufrieden. Was sie mehr gestört hat, war das ständige Warten: »Es gab nur einen Bus, der sämtli-

che Transporte für die Schule übernehmen musste. Wenn der gerade nicht da war, dann war er auch nicht da ...« Um sich die Zeit ein wenig zu vertreiben, haben sich Julia, Johanna und Steffi von ihren mosambikanischen Partnern Klatschspiele zeigen lassen. Wie Julia erzählt, sind die aber nicht mit den Kinderspielen aus Deutschland zu vergleichen: »Die sind viel, viel schwieriger, mit komplexen Bewegungsabläufen – also nach links, rechts, oben und unten. Das Ganze wird dann immer schneller.« Dazu kam noch ein Text auf Portugiesisch – eine Sprache, die von den drei Frauen nur Johanna beherrscht. Die Bewegungsabläufe und auch die Texte hat sich Julia aufgeschrieben. Eigentlich, meint sie, war die Wartezeit durch die kleinen Interventionen keine verlorene Zeit: »Das waren so kleine Situationen, die ich persönlich als sehr schön und bereichernd empfunden habe, weil es noch mal ein Kontakt auf einer ganz anderen Ebene war.«

Die DDR im Mosambik

Etwa die Hälfte der mosambikanischen Bevölkerung ist christlich geprägt. Steffi und einige andere aus der Gruppe waren deshalb an einem Sonntag in die nahegelegene Kirche zum Gottesdienst gegangen. Die Kirche bestand aus einem großen Raum. Der Boden war mit Strohmatte ausgelegt. Auf einer kleinen Empore stand der Pastor. Als die Gruppe ankam, gab es noch einige freie Plätze. Anstatt



Der Elefant aus Stahlbeton soll den Kindern künftig als Rutsche dienen

sich aber unbemerkt an den Rand setzen zu können, bat der Pastor seine ungewohnten Gäste zu sich nach vorne: »Wir saßen dann auf weißen Plastikstühlen vor allen Leuten«, erinnert sich Steffi, »also voll im Rampenlicht.« Für die nächsten drei Stunden nahm die Gruppe dann an dem Gottesdienst teil, der zum Großteil aus portugiesischen Liedern bestand. Durch einen Zufall war an diesem Morgen auch einer der Dorfältesten anwesend, der einige Zeit in der DDR gelebt hatte. »Der hat uns dann beim Übersetzen geholfen, weil wir kein Portugiesisch verstanden haben.« Von der Qualität seiner Übersetzungsleistung war Steffi aber nur bedingt überzeugt: »Das war eigentlich ganz niedriglich. Der Pastor hat ganz viel gesagt und unser Übersetzer dann nur *Jesus liebt dich!*«

Was am Ende bleibt

Die drei Studentinnen sind nach vier Wochen wieder nach Halle zurückgekehrt. Johanna war zuerst enttäuscht, dass die Gruppe den Stahlbetonelefanten nicht fertigstellen konnte. Wie sich später herausstellen sollte,

war das eigentlich die richtige Entscheidung: Die Kaufleute und Stadtväter in Inhambane waren so begeistert von der Arbeit der deutsch-mosambikanischen Gruppe, dass sie die Arbeit fortsetzen und den Elefanten fertig bauen wollen. Julia hat in Mosambik gelernt, dass auch die beste Planung nicht immer mit der Realität vereinbar ist. Eigentlich hat sie für ihre Projekte eine relativ deutsche Herangehensweise. Das heißt, sie plant im Vorfeld alles genau, macht sich viele Notizen und Skizzen. Am Ende der Planung steht dann der fertige Entwurf, das Vormodell. Wenn es nach ihr ginge, müsste das fertige Produkt dann genauso aussehen wie ihr Vormodell. Da die Bedingungen vor Ort aber nicht immer die besten sind, mussten viele Pläne abgeändert oder ganz über den Haufen geworfen werden. Damit sei sie zwar nicht wirklich glücklich gewesen, »aber ich denke, ich habe ein bisschen gelernt, damit besser umzugehen.«

Text: Tom Leonhardt

Fotos: privat



INTER



Wir träumen immer von schönen, reichen Ländern!

Nicaragua zählt zu den ärmsten Ländern der Welt. In einer Bibliothek in Tipitapa können Deutsche einen Freiwilligendienst absolvieren. Dabei zeigen sich viele Gemeinsamkeiten, aber auch zahlreiche Unterschiede.

Tipitapa, eine Kleinstadt in Nicaragua. Die Luft ist noch nicht ganz schwül, trotzdem ist es warm, und der Ventilator in dem kleinen Zimmer läuft seit gestern Abend unentwegt. Das leicht zerrissene, orangefarbene Moskitonetz wird durch die Luftzufuhr leicht vor- und zurückgeschwenkt. Argentina brät zum Frühstück Ei auf Tortilla und Reis mit Bohnen. Ihre 23-jährige Tochter Claudia ist schon zur Zona Franca aufgebrochen. In der Textilfabrik arbeitet sie für einen Monatslohn von umgerechnet 50 Euro und kontrolliert die Verarbeitung der Nähte von Jeanshosen, die für den Export hergestellt werden. Die Brüder gehen vor das Haus auf die Straße und treffen sich mit Freunden. Alle zwei Monate werden sie im Bus nach Honduras oder Costa Rica reisen, um als billige, illegale Arbeitskräfte auf Baustellen zu arbeiten. Manuel, auch ein Bruder von Claudia, bleibt liegen und schläft bis zum Nachmittag seinen Rausch aus. Die älteste Schwester und vierfache Mutter Leira fängt an, Kleidung im Waschbecken über einem geriffelten Steinbrett zu waschen. Argentina beginnt, den Erdboden in der Küche und vor dem Haus zu kehren. Ihre fünf Kinder haben verschiedene Väter. Zwölf Personen leben hier auf 30 Quadratmetern: ein Holzhaus mit Wellblechdach und eingesetzten, dünnen Holzwänden.

Auf dem 15-minütigen Weg zur Bibliothek rufen die Männer den europäischen Frauen hinterher: »Hey Chelita, gib mir einen deutschen Kuss, meine Liebe, nimm mich mit in dein Land.« Ein Vater hält seinen Sohn auf dem Arm und flüstert ihm liebevoll etwas zu. Daraufhin schreit der vierjährige Junge »Gringa«, das in Lateinamerika für US-Amerikanerinnen gebraucht wird. Die Straßen zum Markt hin riechen leicht nach organischem Abfall. Auf den Bürgersteigen liegt seit Wochen derselbe Müll. Aus den farbenfrohen, vergilbten Häusern, auf deren Verandas meist eine Stoffhängematte schaukelt, schallt Reggaeton oder mexikanischer Mariachi. Es wird heiß, und die Haut beginnt, einen Schweißfilm zu bilden, so dass sich der Staub aus der Luft festsetzt.

Ein Pro-Kopf-Einkommen von 1127 Dollar

Nicaragua ist nach Haiti das zweitärmste Land in Lateinamerika. Im Jahr 2010 lebten 9 Prozent der Bevölkerung von weniger als einem Dollar pro Tag. 44,5 Prozent müssen mit weniger als zwei Dollar auskommen. Das jährliche Pro-Kopf-Einkommen beträgt im größten Land Mittelamerikas 1127 US-Dollar. In Deutschland sind es 42710. Jeder fünfte Nicaraguaner lebt im Ausland. Allein in den USA leben eine Viertelmillion, die ihre Familien in der Heimat finanziell unterstützen.

Der Blick nach Deutschland

Martin, 23, ist einer der nicaraguanischen Freiwilligen der Bibliothek. Er studiert Geografie an der Universidad Nacional Autónoma de Nicaragua in Managua. Nachdem er sein Diplom beendet hat, möchte er nach Europa kommen, um hier einen Master an einer deutschen oder italienischen Universität zu absolvieren. »Die Bildung dort ist besser. Sie haben dort mehr Spezialisten und sind weiter entwickelt. Ich kann die Ideen dort nehmen und sie nach Nicaragua zurückbringen und schauen, was ich damit machen kann.« Martin würde zum Beispiel gerne eine ökologische NGO gründen. »Es scheint, als ob hier niemand wirklich weiß, was es hier eigentlich alles gibt.« Nicaragua hat als »Land der tausend Vulkane« einiges zu bieten: Die vielseitige Natur des tropischen Landes zeichnet sich durch Seen und Lagunen aus. Die Gebirge im Zentrum und im Norden des Landes, die Regenwaldregion im Osten und die Karibik entlang der Atlantikküste und den Inseln sprechen für die Vielfalt der Natur. Juan Carlos, 24, ist ebenfalls ehrenamtlicher Mitarbeiter in dem Projekt und plant, ab Januar 2012 als Au-pair ein Jahr in einer deutschen Familie in Koblenz zu leben. »Wir sprechen in Lateinamerika immer über schöne Länder, über reiche Länder, und ich möchte sehen, ob Deutschland das wirklich ist.« Der Psychologiestudent glaubt, dass die Kommunikation in der deutschen Familie besser sein wird



als in seiner eigenen, und freut sich darauf, Deutsch perfekt lernen zu können. Die Politik unter Daniel Ortega in seinem Land gefalle ihm nicht. Außerdem erwähnt er die Probleme im Bildungssystem, die Armut und die hohe Kriminalität.

Wir sind nicht alle so

Dass Nicaragua ein Entwicklungsland sein soll, junge Menschen, die sich eine bessere Zukunft in Deutschland erhoffen, die Stereotypen in den Medien – all das sieht Mayde, 26, in einem kritischen Kontext. Sie studiert an der gleichen Universität wie Martin Kommunikationswissenschaften und Philologie. Als Au-pair in Hamburg hat sie bereits die deutsche Kultur erleben können. Den im Alltag viel genutzten Begriff *Dritte Welt* mag sie überhaupt nicht: »Es gibt nur eine Welt, aber unterschiedliche soziale und ökonomische Bedingungen.« Ebenso wenig gefalle ihr das Wort *Entwicklungsland*: »Ehrlich gesagt muss man akzeptieren, dass Nicaragua nie das Niveau von Deutschland oder anderen europäischen Staaten erreichen wird.« Deswegen sei es Unsinn, irgendein Adjektiv vor Nicaragua setzen zu wollen. Mayde liest oft im Internet Erfahrungsberichte von Deutschen und fühlt sich manchmal in ihrer Würde als Nicaraguanerin gekränkt. Wenn Erlebtes auf Blogs oder nach der Rückkehr der Freiwilligen wiedergegeben wird, dann können die Leser und Zuhörer durch

einseitige, negative Schilderungen ein verzerrtes Bild der nicaraguanischen Kultur bekommen. »Wenn sie über Partys und die Fröhlichkeit hier reden, dann ist alles gut, aber auf der anderen Seite kritisieren Deutsche die Menschen hier für ihre Art, gelassen und unbesorgt zu leben.« Die junge Frau mag nicht, dass viele Ausländer Stereotypen über ihre Landsleute entwickeln. »Es gibt einige, die denken, dass Nicaraguaner nur faul wären und wollten, dass man ihnen alles schenkt. Natürlich gibt es solche, aber wir sind nicht alle so.«

Dass die Familie von Argentina auf kleinem Raum lebt, sieht sie nicht als etwas Schlechtes an, da sie von Anfang an in einem Umfeld aufgewachsen ist, in dem fast alles geteilt worden ist. Immerhin kommt Claudia jeden Tag erschöpft, aber strahlend um halb sechs abends nach Hause und schließt ihre aufgedrehte dreijährige Tochter Arianna in die Arme. Der sieht man übrigens gar nicht an, dass ihre Mutter nicht viel verdient: die hochgesteckten Haare, ein langes weißes Folklorekleid, saubere Füße, die in zierlichen Sandalen stecken, und der Duft eines Kinderparfums. Sie plauschen während des Abendbrots. Die Brüder gehen nach dem Essen wieder auf die Straße. Uriel raucht eine Zigarette, am Wochenende trinkt er auch mal ein Bier. Amilka hat Alkohol und Nikotin noch nie gemocht.

Text: Charlotte Klimas

Foto: Anna Munkler

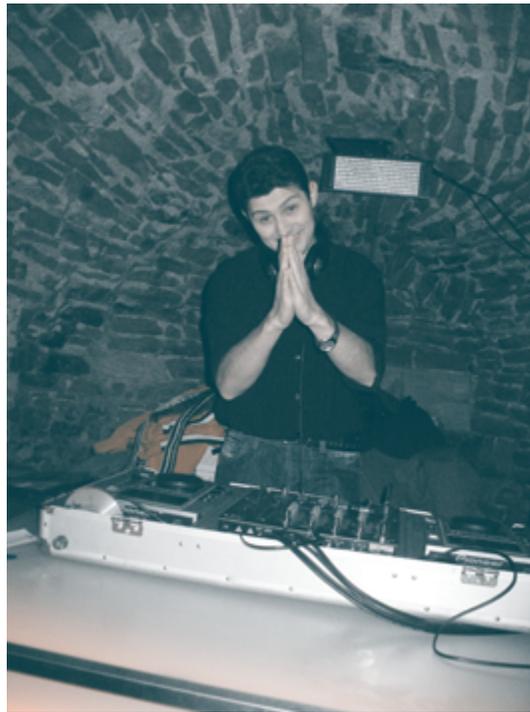
Als internationaler Student in Halle

Wie ist es, zum Studieren in ein völlig fremdes Land zu kommen, um auf unbestimmte Zeit dazubleiben? Ein Einblick in das Leben zweier internationaler Studenten in Halle.

»Das Leben hier war mir anfangs zu strukturiert. Außerdem klang die deutsche Sprache für mich wie Rammstein«, beschreibt Hristo Stoykov seine ersten Eindrücke von Halle.

Der 24-Jährige kommt aus Jambol, einer Kleinstadt im Südosten Bulgariens. 2006 zog er hierher, um »Business Studies« zu studieren.

Bereits in der zehnten Klasse war ihm klar, dass er im Ausland studieren möchte. »Ich wollte gar nicht unbedingt nach Deutschland«, erinnert er sich. Auswahlkriterien für den Studienort waren ein Studienprogramm auf Englisch und eine einigermaßen stabile wirtschaftliche Lage im Studienland. Die anderen potenziellen Länder wie England oder die USA waren ihm letztendlich zu teuer und Spanien, Frankreich und Italien boten ihm kein Studienprogramm in englischer Sprache. »Außerdem ist



Hristo verdient sich als DJ im *Turm* nebenher etwas dazu

Deutschland mit 2000 km nicht so weit weg von zu Hause.« Dass es dann Halle wurde, liegt vor allem daran, dass Halle und Jambol bis in die 80er Jahre Partnerstädte waren.

Die MLU ist in Sachsen-Anhalt generell aufgrund der internationalen und englischsprachigen Studiengänge bei Ausländern sehr beliebt. Es gibt 1632 internationale Studierende, die momentan eingeschrieben sind.

Sachsen-Anhalt hat insgesamt rund 4800 ausländische Studenten, 2900 trifft man an den Universitäten, 1800 an den Fachhochschulen sowie über 100 an der Burg Giebichenstein.

In der Gruppe der Osteuropäer sind die Bulgaren mit 67 Studenten in diesem Semester am stärksten vertreten. Trotzdem ist ihr Anteil zurückgegangen. Vor einem Jahr lernten an der Universität in Halle noch 75 bulgarische Studenten.

Hristos Heimatland Bulgarien gehört mit China, Russland, Vietnam, Jemen, Marokko, Ukraine, Polen, Syrien und Indien zu den häufigsten Herkunftsländern.

Auch mit seinem Studienfach steht er für den Prototyp des ausländischen Studenten: »Business Studies«, was man mit BWL vergleichen kann, ist vor allem bei internationalen Studenten ein begehrtes Fach. Neben der Betriebswirtschaftslehre sind Medizin, Naturwissenschaften und Germanistik die beliebtesten Fächer bei ausländischen Studenten.

Vor Studienbeginn wurden ihm von der MLU die gleichen Informationsordner zugeschickt, die auch deutsche Studenten bekommen. Ein ausführlicheres Informationsangebot gab es vor den Veranstaltungen nicht. »Alle Probleme werden versucht über die Sprechstunde, E-Mail usw. zu lösen. Wir sind sehr offen und hilfsbereit, aber uns sind enge Kapazitäten gesetzt«, sagt Ina Hieronymus, die gemeinsam mit Andrea Schreiter als Ansprechpartnerin im International Office, das bis Ende Oktober Akademisches Auslandsamt (AAA) hieß, zur Verfügung steht.

Laut dem AAA kann die Hilfestellung für ausländische Studenten im Vorfeld nur gering ausfallen, da Personal fehle. Es werde jedoch alles getan, um den ankommenden Studenten eine Orientierung zu bieten.

So gibt es beispielsweise Tutoren, die den Studenten für bestimmte Studiengänge Hilfestellung leisten und bei lebenspraktischen Tätigkeiten wie zum Beispiel einer Kontoeröffnung zur Seite stehen. Das Buddy-Programm, in dem von Seiten der Studenten eine persönliche Betreuung angeboten wird, gibt es derzeit nur für Erasmus-Teilnehmer.

Manche internationale Studenten erfüllen nicht die Voraussetzungen, um an der MLU studieren zu können. Dann haben sie die Möglichkeit, sich über das Studienkolleg auf die Deutsche Sprachprüfung für den Hochschulzugang (DSH) vorzubereiten. Diese wird benötigt, um sich an deutschen Universitäten einzuschreiben.

Nach der Immatrikulation ist es möglich, am Sprachenzentrum Deutschkurse zu belegen bzw. innerhalb des Studiums über das Modul »Deutsch als Fremdsprache« die Sprache zu lernen.

»In keinem Land habe ich so eine gute Chance auf finanzielle Sicherheit und wirtschaftliche Stabilität wie hier in Deutschland«, begründet Hristo seine Motivation, die deutsche Sprache gut zu beherrschen. So hat Hristo, der zu Beginn des Studiums kein Wort Deutsch konnte, mit dem Modul »Deutsch als Fremdsprache« sehr schnell die Sprache gelernt. Auch die vielen Kontakte, die sich durch die Uni und seinen Job als DJ ergaben, halfen ihm dabei.

Ghaith Al Mekdad hat bereits in seinem Heimatland Deutsch gelernt und in Halle sein Studium fortgesetzt. Sprachkurse an der Uni waren Teil seines Studiums. Er kam 2009 aus Daraa, einer Stadt im Südwesten Syriens, nach Halle. Hier studiert er, wie auch Hristo, »Business Studies«. Für Deutschland und insbesondere Halle entschied er sich, weil er hier schon Freunde hatte und sein Studienfach auf Englisch unterrichtet wird. Zudem ist Halle eine Partneruni seiner Uni in Syrien. Wie auch einige seiner Kommilitonen war er zuerst nur als Erasmus-Student in Deutschland und hat sein Studium anschließend verlängert.



Ghaith beim Schmökern im Park

Seine Ankunft in Halle verlief ohne Probleme. Das lag auch daran, dass in seinem Studiengang viele Syrer studieren, wodurch die meisten Fragen bereits zu Beginn geklärt werden konnten.

Von den Angeboten des International Office, wie beispielsweise Hilfe bei der Wohnungssuche, wusste der 23-Jährige nichts: »Durch meine Freunde, die schon hier studierten, brauchte ich aber auch keine Hilfe von Seiten der Uni.« So kümmerte er sich selbstständig um einen Wohnheimplatz und bekam, wie auch Hristo, sehr schnell ein Zimmer vermittelt.

»Ich habe es nicht bereut, in Halle zu studieren. Die Klischees von den Deutschen wurden zum Glück nicht erfüllt.« Seinen Master möchte Ghaith wegen des mangelnden Studienangebotes trotzdem nicht hier machen.

Hristo will nächstes Jahr nach Berlin ziehen. Nach fünf Jahren in Halle verlangt es ihm nun doch nach einem Kontrastprogramm.

Text: Helena Werner
Fotos: privat

Über den Tellerrand geschubst

Die internationale Vernetzung während des Studiums ist nicht nur eine schöne Möglichkeit, sondern mittlerweile eine Voraussetzung für den Erfolg in einem überstaatlich ausgelegten Studiensystem.

Eine Sprache lernen, neue Menschen treffen, eine andere Kultur verinnerlichen, das gewohnte Zuhause hinter sich lassen – für den Moment klingt ein Auslandsaufenthalt nach einem aufregenden Abenteuer als Teil des Studiums. Darüber hinaus ist es aber ein unumgänglicher Teil der Internationalisierung, die auch an den Universitäten immer weiter voranschreitet.

Hier bedeutet Internationalisierung, laut dem Deutschen Akademischen Austausch Dienst, den weltweiten Austausch von Studierenden und Lehrenden, die grenzüberschreitende Zusammenarbeit in der Forschung und ihre Anwendung zur Lösung globaler Fragen. So werden die Hochschulkultur, als auch das Kreativitäts- und Innovationspotenzial in Forschung, Lehre und Studium bereichert und gesteigert. Mit international ausgebildeten Fachkräften sollen Strategien zum Umgang mit ethnischen, kulturellen und religiösen Konflikten entwickelt werden.

Für die Hochschulen steigt mit der Internationalisierung aber auch der Wettbewerb um die beste Forschung, die klügsten Köpfe und damit um die Anerkennung. Schließlich ist eine erfolgreiche, nicht national begrenzte, Arbeit der treibende Motor der Hochschulreform rund um den Bologna-Prozess. Die Hochschulen müssen entweder international sein oder haben auf lange Sicht keine Zukunft.

Laut DAAD haben die Universitäten in diesem Bereich bereits große Fortschritte gemacht. Deutschland ist das drittstärkste Gastland für internationale Studierende geworden und auch Studenten aus Deutschland sind über die Landesgrenzen hinaus erfolgreich unterwegs.

Das neue Hochschulranking des »Centrum für Hochschulentwicklung« bescheinigt deutschen Hochschulen allerdings eine mangelnde Internationalität. Erstmals wurde hierfür 2011 auch die internationale Ausrichtung

von Studiengängen verglichen. Dabei wurden unter anderem die Zusammenarbeit mit weltweiten Universitäten, die Integration von Auslandsaufenthalten im Studium und die internationalen Fachkenntnisse von Professoren und Dozenten in ihrem Fachbereich verglichen. Gerade Studiengänge wie Politikwissenschaft und Soziologie, die sich sehr gut staatenverbindend auslegen lassen und auch so ausgelegt sein sollten, schneiden nur schwach ab. Und vor allem beim massiv belegten Fach BWL zeigt sich ein Nachteil der Universitäten: nur 35 Prozent schaffen es in die Spitzengruppe für die Auswahl internationale Ausrichtung.

Auch die »Internationale Agentur zur Qualitätssicherung im Hochschulbereich«, kurz FI-BAA, die in Deutschland als offizielle Akkreditierungsagentur anerkannt ist, beschäftigt sich mit der Bedeutung der Internationalität. Die Heranbildung weltweit hochqualifizierter Arbeitskräfte im Hochschulsektor und der grenzüberschreitende Austausch von Ideen, Studierenden, Lehrkräften und finanziellen Mitteln stärken die Rollen der Universitäten in der globalen Wirtschaft. Auf nationaler Ebene jedoch sorgen der erhöhte Wettbewerbsgedanke und die voranschreitende Auffächerung der Ausbildungsangebote für eine steigende Uneinheitlichkeit, die durch die Internationalisierung verstärkt wird. Nicht nur innerhalb eines Landes müssen Bundesländer und Hochschulstandorte sowie die verschiedenen Hochschulformen eine überschaubare Situation schaffen. Sie müssen im Kontext der Bologna-Reform ein national und international funktionierendes, transparentes und vergleichbares Studiensystem schaffen.

Text: Julia Kloschkewitz

Illustration: Susanne Wohlhardt



Starthilfe Buddy

Ein Auslandsaufenthalt ist nicht nur für die Erasmus-Studenten eine aufregende Zeit, sondern auch für ihre Buddies.

»Was kostet es, wenn man in Deutschland geblitzt wird?« Pawels Antwort auf meine Frage, wie seine Fahrt nach Halle war, verblüfft mich etwas. »Meine Schwester ist gefahren«, grinst er. Auch seine Schwester grinst. Und ich auch. Das Eis ist gebrochen, bevor es entstanden ist. Pawel kommt aus Czeladz/Polen und studiert im fünften Semester »Business English«. Bis Ende März wird er an der MLU ein Auslandssemester absolvieren und an den Instituten für Wirtschaftswissenschaften sowie für Anglistik und Amerikanistik Leistungspunkte sammeln.

Wir fahren erst gemeinsam zum Studentenwerk und dann weiter zum Wohnheim. Der Einzug verlief problemlos und war innerhalb von zehn Minuten vollzogen. Danach ließ ich Pawel erst einmal in seinem neuen Heim ankommen. Später zeigte ich ihm die Umgebung, den nächsten Supermarkt, die nächste Tramhaltestelle. Am folgenden Morgen lernte er die Innenstadt kennen; bei strahlendem Sonnenschein präsentierte sich Halle von seiner besten Seite. »Ich fühle mich schon sehr wohl hier«, stellte er fest.

Abends kam Pablo an. Er studiert seit vier Jahren Medizinwissenschaften in Madrid und wird ein ganzes Jahr an der MLU bleiben. Ich holte ihn am Flughafen ab und brachte ihn zu seinem Wohnheim. Auch er kam an seinem ersten Tag in Halle in den Genuss einer sonnigen Stadttour.

Dann begann ein Leben nach Zeitplan. Davon blieben auch Pablo und Pawel nicht verschont, aber sie ertrugen es tapfer: »Wir richten uns danach, wann du Zeit hast, wir sind sehr dankbar für deine Hilfe.« Und ich war dankbar dafür, dass sie so mitzogen. Wenn ich sagte: »Wir treffen uns um zehn am Händel«, konnte ich mich darauf verlassen, dass sie um zehn am Händel waren.

Dennoch waren die ersten Tage ziemlich stressig. Bis zu zehn Stunden am Tag war ich im Buddy-Einsatz. Noch mal zum Studentenwerk und zu den Hausverwaltern laufen, die zuständigen Fachbereichs-Koordinatoren treffen, die Institute zeigen, E-Mail-Adressen und sonstige wichtige Informationen beschaffen, bei Gesprächen übersetzen, zu IKEA fahren, Uni-Service-Card validieren, Stud.IP erklären und bei Kursanmeldungen helfen, bei der Stadt anmelden, Fahrrad kaufen, Konto eröffnen, deutsche Handynummern einrichten, noch mal zum Studentenwerk, ...



Pablo und Pawel: »Ohne unseren Buddy wären wir aufgeschmissen.«

»I don't have Mommy here – but I have my buddy!«, beschrieb Pablo meine Rolle einmal. »Ohne dich wäre ich hier bei fast allem total verloren gewesen«, fügt er dann noch hinzu. Pawel nickt bekräftigend: »Ich auch!« Dabei erfüllte ich doch nur die Buddy-Aufgaben. Und es war positiver Stress für mich. Dennoch muss ich zugeben: Ich war gewissermaßen rund um die Uhr in Alarmbereitschaft. Mein Handy war plötzlich immer aufgeladen, eingeschaltet, griffbereit und meistens auch noch auf laut. Ich wollte schließlich erreichbar sein. In diesen Tagen bekam ich eine Postkarte aus New York, der »Stadt, die niemals schläft«, wie die Grüße auf der Rückseite betonten. Ich fand, dass auch ich da ganz gut hinpassen würde.

Ich habe diese Zeit sehr genossen. Und Pablo und Pawel offensichtlich auch. »Allein hätte ich das alles nicht geschafft«, sagt Pablo. Dafür sei in seinem Fall die Sprachbarriere noch zu groß. Die deutsche Mentalität hat er auch schon etwas angenommen: »Die Pünktlichkeit – da hat mich mein Buddy geprägt.« Klischees über die Deutschen hatte er vor seiner Ankunft sonst keine, sagt er. Pawel berichtet, dass in Polen ein Deutschen-Stereotyp noch weit verbreitet ist: pünktlich, verträgt wenig Alkohol, trinkt wenig Alkohol, hält sich für etwas Besseres. Aber: »Nur die positiven Klischees haben sich für mich bewahrt!«

Text: Caroline Bünning

Foto: Tom Leonhardt

Mehr internationales Flair

Als ausländischer Student kann man sich an der neuen Uni im fremden Land leicht überfordert fühlen. *hastuzeit* zeigt, wie man den Durchblick behält.

Gerade einmal jeder zehnte Student an der Uni Halle kommt aus dem Ausland. Das ist sogar im Sachsen-Anhaltischen Vergleich ziemlich wenig. Die Hochschule Anhalt konnte im letzten Wintersemester prozentual mehr als doppelt so viele ausländische Studierende begrüßen. In Halle soll sich etwas ändern. »Bedenken wir die demografische Entwicklung, können wir im Jahr 2030 mit circa 20 bis 30 Prozent weniger Studierenden deutscher Nationalität rechnen«, meint der Auslandsbeauftragte der MLU, Prof. Dr. Jörg Kreßler. Gerade aus diesem Grund würde er sich mehr internationales Flair in Halle wünschen. Als Senatsmitglied hat er an der Internationalisierungsstrategie der MLU mitgearbeitet, die dieses Jahr in Kraft getreten ist. Darin heißt es, dass eine »Erhöhung des Anteils ausländischer Studierender an der Studierendenschaft« angestrebt wird. Die Kooperationen mit ausländischen Universitäten sollen intensiviert und erweitert, weitere internationale Studiengänge sowie studienvorbereitende Angebote entwickelt werden. Als Auslandsbeauftragter kümmert sich Kreßler um ausländische Mitarbeiter und Studenten und vermittelt zum Beispiel bei Rechtsstreitigkeiten oder in Fällen, bei denen sich jemand benachteiligt fühlt. Vor kurzem wurde einer Mitarbeiterin wegen fehlender fachlicher Kenntnisse gekündigt, die glaubte, aufgrund ihrer Nationalität benachteiligt zu werden. »Es stellte sich aber heraus, dass die Kündigung wirklich aus fachlichen Gründen ausgesprochen wurde«, so der Professor.

Der Buddy als erster Ansprechpartner

Manche Probleme entstehen auch einfach durch die verschiedenen kulturellen Hintergründe. Zum Beispiel kann man in Indien nicht exmatrikuliert werden, wenn man dreimal durchgefallen ist. »Dann steht eben eine fünf im Zeugnis, aber man kann nicht scheitern, denn das gilt als Gesichtsverlust«. Kreßler fungiert oft als Gesprächsvermittler und versucht, die unterschiedlichen kulturellen Sichtweisen zusammenzubringen. Um die vielen verschiedenen Eindrücke schon ab dem Ankunftstag ordnen zu können, bietet das International Office bereits zum zweiten Mal die ASQ *Betreuung internationaler Studierender* an. Teilnehmer erhalten einen ASQ-Schein, wenn sie

mindestens einen »Incomer« bei den ersten Schritten in Deutschland begleiten. Die Erasmus-Studenten werden zum Beispiel von ihren Buddys vom Zug oder Flughafen abgeholt oder erhalten Hilfe bei der Kontoeröffnung. Der Buddy ist für die ausländischen Studierenden erster Ansprechpartner und Orientierungspunkt. Durch das Programm soll das Erasmus-Büro entlastet und die qualitative Betreuung des Einzelnen verbessert werden. »Die Resonanz letztes Jahr war sehr gut und hat unsere Erwartungen übertroffen«, so Anna Emelyanova, die als Koordinatorin für internationale Austauschprogramme über Incomer und Buddys wacht. Auch dieses Semester werden ausländische Studierende von Ansässigen betreut, ein paar Verbesserungsvorschläge wurden dabei umgesetzt. Statt einer Eins-zu-eins-Betreuung wie im letzten Jahr kümmern sich nun 29 Buddys um 57 Incomer. »Wir haben uns dafür entschieden, dass ein Buddy zwei Incomer betreut, da dies besser zu koordinieren ist«, meint Anna Emelyanova und findet, dass der Einführungsworkshop dadurch auch viel dynamischer geworden ist. Den besucht jeder Buddy vor Semesterbeginn. Dort werden Aufgaben erklärt und gemeinsam Ideen entwickelt. Um die ASQ-Punkte auch zu erhalten, muss ein Buddy mindestens das Standardprogramm erfüllen und seinen Schützlingen etwa die Umgebung zeigen oder anfangs etwas dolmetschen. »Alles was darüber hinaus geht, ist freiwillig und obliegt der gegenseitigen Sympathie«, so Emelyanova. Letztes Jahr haben sich ein paar Freundschaften entwickelt, die auch über die Landesgrenzen hielten. Im kommenden Jahr soll das Buddy-Programm erweitert werden und dann nicht mehr nur Erasmus-Studenten, sondern allen international Studierenden offen stehen.

Verbesserungen vorantreiben

Die Tutoren, die ebenfalls vom International Office organisiert werden, verwirklichen das bereits und organisieren zum Beispiel den wöchentlichen internationalen Stammtisch. Als dritte Säule steht daneben die Lokale Erasmusinitiative (LEI), bei der sich auch ein paar Buddys engagieren. Auch hier werden Veranstaltungen und Exkursionen geplant, um Erasmus-Studierende besser integrieren zu



können. Für die Zukunft wünscht sich Anna Emelyanova, dass sich die »Vernetzung der Buddys, Tutoren und LEI besser gestaltet«. Kleine Schritte wurden schon gemacht, so waren LEI-Mitglieder und Tutoren dieses Mal beim Buddy-Workshop anwesend. Weiterhin entsteht derzeit online ein Forum, in dem sich Buddys später austauschen können. Als Tutor kann man sich aber auch im Studentenwerk engagieren. Hier kümmern sich zehn Helfer an den Standorten Halle, Köthen, Bernburg, Dessau und Merseburg um 1400 Studenten. Bei solchen Entfernungen ist es wichtig, dass sich die Tutoren regelmäßig in Arbeitskreisen treffen, um sich auszutauschen. Obwohl sich ein Tutor um 80 bis 140 Studenten kümmert, wird eine persönliche Betreuung angestrebt. So »nehmen sie schon vor der Ankunft via Internet Kontakt zu den neuen ausländischen Wohnheimlern auf«, erklärt Gundula Krelle, Bereichsleiterin für Studentisches Wohnen vom Studentenwerk. Am ersten Tag im Wohnheim erhält jeder eine Empfangsmappe mit den wichtigsten Informationen, Terminen und Ansprechpartnern sowie ein Semesterprogramm, in dem man etwa nachlesen kann, wo die nächste Feier stattfindet. Die Tutoren helfen bei Sprachschwierigkeiten, beantworten Fragen zu Krankenkasse und Versicherung oder ver-

mitteln auch schon mal bei Rechtsstreitigkeiten. Eigentlich sind sie rund um die Uhr erreichbar, denn sie wohnen ebenfalls im Wohnheim. Die Bezahlung gestaltet sich in Form einer Mietminderung. »Man sollte sich in der Stadt schon etwas auskennen und auch noch eine Weile hier studieren. Wir haben Tutoren, die schon seit fünf Jahren dabei sind, sich dann auch mit ihrer Arbeit identifizieren können und uns helfen, das Programm zusammen weiter zu entwickeln«, so Gundula Krelle weiter. Darum geht es: Schwierigkeiten zu erkennen und Verbesserungen voranzutreiben. Das erfordert viele Gespräche und auch viele kleine Veränderungen, wie die Bereitstellung englischsprachiger Arbeitsunterlagen und Skripte. Jörg Kreßler wünscht sich zum Beispiel, dass »der Internetauftritt der Uni und der Stadt sprachlich angepasst wird«, damit sich Interessenten ausführlich informieren können. Baustellen gibt es noch viele. Zurzeit scheitert man als Neuankömmling bereits am Immatrikulationsamt, denn »dort gibt es niemanden, der ausreichend Englisch spricht«, stellt der Auslandsbeauftragte fest.

Text: Yvette Hennig
Illustration: Vlad Gerasimov

Küssen, Tanzen, Demonstrieren

Seit Monaten gehen Chiles Studenten im Kampf um freie Bildung auf die Straße.

Studiengebühren von bis zu 600 Euro monatlich an der Mehrzahl der privaten Hochschulen. Das sind 7200 Euro pro Ausbildungsjahr – ein schlechter Scherz? In Chile Realität. Da dies nur die Minderheit der Studenten selbst aufbringen kann, lassen sich staatliche Darlehen oder Bankkredite mit hohen Zinsen kaum umgehen. Im Schnitt starten Studenten mit 45000 Euro Schulden ins Berufsleben. Eine enorme Belastung, der nicht jeder gewachsen ist.

Karl Boehmwald kommt aus der Nähe von Santiago de Chile und studiert seit 2009 in Halle Politikwissenschaften und Soziologie. »Ich habe selbst ein Jahr an einer staatlichen Universität in Chile Soziologie studiert und musste trotzdem noch 140 Euro im Monat bezahlen.« Wer es sich leisten kann, versucht, einen Platz an einer privaten Hochschule zu bekommen. »Die meisten wollen nicht an staatliche Unis, weil sie schlecht ausgestattet sind, materiell wie personell. Die Ausbildung hat keine Qualität«, erklärt Karl.

Das wollen die jungen Leute in Chile sich nicht länger bieten lassen. Sie gehen seit Mitte Mai auf die Straße um eine grundlegende Reformierung des Bildungssystems einzufordern. Der universitäre Betrieb steht in weiten Teilen des Landes seither quasi still. Wenn Fakultäten besetzt werden oder Protestmärsche stattfinden, herrscht in den Hörsälen gähnende Leere. Neben den großen Demonstrationen machen die Studenten immer wieder mit kreativen Aktionen auf sich aufmerksam. So wurde beispielsweise vor dem Präsidentenpalast »Thriller« von Michael Jack-

son aufgeführt. Mehr als 2000 junge Menschen tanzten auf den Straßen, um Aufmerksamkeit zu erregen, oder veranstalteten Wasserschlachten und Fahrradtouren um den Präsidentenpalast. Einmal organisierten sie einen »Küssmarathon«. Stundenlang sah man am 6. Juli 2011 auf der Plaza de Armas in Santiago engumschlungene Pärchen. »Damit versuchen sie positive Beachtung in den Medien zu erlangen, was ihnen teilweise auch gelingt«, erläutert Karl.

Die Cacerolazos ertönen wieder – erstmals seit mehr als 20 Jahren

Karl war in diesen Semesterferien selbst bei einigen Demonstrationen dabei. »Es ist unglaublich. Ich habe schon öfter demonstriert, doch noch nie haben unsere Aktionen solche Dimensionen angenommen.« Besonders in Erinnerung geblieben sind ihm die allabendlichen *Cacerolazos*. »Die Bewohner Santiagos, Menschen aller Schichten, öffnen ihre Fenster und schlagen wie wild auf Kochtöpfe und Pfannen. Das ergibt einen Höllenlärm«, erklärt er begeistert. Damit bekunden die Bürger ihre Solidarität mit den protestierenden Studenten. Die *Cacerolazos* haben in Chile eine lange Tradition. Sie dienen schon als Protestform gegen die Militärdiktatur Pinochets vor über 20 Jahren. Fast symbolträchtig erscheint es, wenn man bedenkt, dass die Wurzel allen Übels, der Grund für die heutigen Studienbedingungen, in der Zeit seiner Gewalt Herrschaft liegt. Augusto Pinochet bekämpfte Oppositionelle und Andersdenkende mit unglaublicher Härte. Er leitete, auf Rat der *Chicago Boys*, eine radikale wirtschaftsliberale Wende ein. Die US-Ökonomen studierten an der University of Chicago bei der liberalen Wirtschaftsikone Milton Friedman. Die konsequent durchgesetzten neoliberalen Reformen machten auch vor dem Bildungssystem nicht halt. 1981 wurde schließlich die kostenlose Hochschulbildung gänzlich abgeschafft. Die Kosten für das Bildungswesen haben seitdem die Kommunen selbst zu tragen. Ist eine Kommune reich, ist die Qualität der Ausbildung gut, ist sie es nicht, ist es die Bildung auch nicht. Private Bildungsträger boomen. Wer das meiste Geld hat, kann seine Kinder auf die besten Schulen schicken. Enorme soziale Ungleichheit: in Chile an der Tagesordnung. Die öffentlichen Kassen geben laut einer Studie der OECD jährlich gerade einmal 838 Dollar pro Student aus.



Schon die Jüngsten gehen für eine gerechte Bildung auf die Straße

Der durchschnittliche Betrag in den OECD-Ländern ist jedoch zehnmal so hoch.

Der Druck auf die Regierung steigt

Die Mitte-Links-Regierungen nach dem Fall Pinochets haben daran nichts geändert. »Es wird zehnmal mehr Geld für das Militär aufgewendet als für das Schulwesen«, beschwert sich Karl. Er selbst informiert sich hauptsächlich mit argentinischen Online-Zeitungen. »Diese berichten objektiver als die chilenischen«, sagt er. »Die Protestmärsche verlaufen an sich friedlich, aber natürlich gibt es eben auch immer Radikale, die aus ideologischen Gründen oder einfach nur aus Spaß mit Steinen um sich werfen. Dann kommt die Polizei, und die meisten Leute gehen nach Hause. Nur die Randalierer liefern sich Straßenschlachten mit Polizisten.« Solche Szenen seien für die örtlichen regierungstreuen Medien ein gefundenes Fressen, um die Demonstranten in ein schlechtes Licht zu rücken.

Chile wird derzeit, erstmals seit der Diktatur, von einer Mitte-Rechts-Regierung, unter der Präsidentschaft Sebastián Piñeras, geleitet. Dessen Umfragewerte liegen nun bei einem Rekordtief von 27 Prozent. Um an der Macht zu bleiben, wechselte er bereits den Bildungsminister. Zusammen legten sie zwei Reformvorschläge vor. Die Konföderation der Studenten Chiles, kurz Confech, lehnte beide ab. Sie würden Mängel nur retouchieren. Die 23-jährige Vorsitzende Camilla Vallejo, Mitglied der kommunisti-

schen Partei, fordert grundlegende Reformen. Eine Umgestaltung des Steuersystems sei die einzig mögliche Lösung. Das denkt auch Karl. Doch er selbst betrachtet die Chancen dafür mit einem realistischen Blick.

»Ich denke nicht, dass es den Studenten kurzfristig gelingen wird, dieses Ziel zu erreichen«. Ein Chile ohne Privatschulen kann er sich nicht vorstellen. »Was wir allerdings erreicht haben, ist Bildungspolitik zu einem bedeutenden Thema gemacht zu haben. Die Problematik wird nicht mehr nur unter Studenten diskutiert, sondern ist in den Köpfen aller Menschen aus allen gesellschaftlichen Schichten angekommen.« Dies zeigt sich daran, dass mehr und mehr Familien, Arbeiter und Lehrer an den Demos teilnehmen. »Mütter setzen sich kämpferisch für die Chancen ihrer Kinder ein und versuchen die Protestmärsche gewaltfrei zu halten«, berichtet Karl. »Ich bin mir sehr sicher, dass es das dominierende Thema bei den nächsten Wahlen 2013 sein wird.« Aller Voraussicht nach wird Piñera diese nicht überstehen. Jedoch gebe es keine ernstzunehmenden politischen Alternativen, da auch die Opposition keine für die Confech akzeptablen Lösungsvorschläge anbiete.

Text: Katharina Debarade
Fotos: Pablo Villaroel und Francisco Osorio

• Videos zu den Ereignissen in Chile findet Ihr unter: www.hastuzeit.de/2011/chile



Unterschreiben Sie hier, dann nur noch Koffer packen

Interkulturelle Kompetenz. Eine einmalige Erfahrung.
Und nie wieder im Leben so einfach.

All das habe ich mir in den letzten Jahren von älteren Studenten zum Thema Auslandssemester angehört. »Schau mal zu, dass du das organisiert bekommst!« raunte mir noch vor wenigen Monaten auf einer Party ein Burgstudent ins Ohr. Die Tatsache, dass ich schon im Masterstudium bin, aber noch nicht weg war, traf regelmäßig auf Verwunderung oder sogar Empörung.

Dabei ist es nicht so, dass ich nicht wollte. Ganz im Gegenteil, ich konnte es kaum erwarten, mal rauszukommen. Aber nicht irgendein Land bitteschön! Besonders Nordeuropa und die britischen Inseln hatten es mir angetan. So beschloss ich vor knapp zwei Jahren zum ersten Mal, den Sprung ins kalte Wasser zu wagen und mich um ein Studium im Ausland zu kümmern. Von Erasmus hat ja wahrscheinlich jeder schon einmal etwas gehört und wie herrlich einfach das den Austausch zwischen den europäischen Unis macht.

Anfang 2010 saß ich zum ersten Mal mit leuchtenden Augen im Büro des Akademischen Auslandsamtes am Universitätsring. Hier wurde ich aufgeklärt, dass der Austausch per Erasmus-Stipendium nur mit gegenseitigen Abkommen funktioniert, die jeder Fachbereich individuell abschließt.

Meine Pläne waren andere: In Leicester (Großbritannien) hatte ich eine Uni entdeckt, die einen Studiengang anbot, der inhaltlich gut zu meiner Bachelorarbeit passte. Perfekt!

Leider sah das die Leiterin meines Instituts nicht so. Erasmus-Abkommen erfordern einen regelmäßigen Austausch sowohl zwischen Studenten als auch zwischen Lehrenden. Wieso sollte man in Leicester an uns interessiert sein? Und erst die Kosten für die Dozenten! – Erasmus war für mich in diesem Moment gestorben. Kein passendes Abkommen, kein Austausch.

Meinen Bachelor bestand ich auch ohne Auslandsaufenthalt. Aber wann wäre die Gelegenheit wegzugehen besser gewesen als direkt danach? Zwischen Ba-

chelor und Master kam ich auf die Idee, im Ausland zu arbeiten. Ein Praktikum wird schließlich auch gefördert.

Für Absolventen (wie mich in diesem Fall) heißt das entsprechende Förderprogramm *Leonardo*. Die Koordinatorin dazu sitzt in Magdeburg. Von ihr erhielt ich nach Beantragung eine Liste mit Praktikumsstellen in Europa, die sich in den letzten Jahren bewährt hatten. Für mein Fach war nicht allzu viel dabei, trotzdem bewarb ich mich. Leider ohne Erfolg. Wieder verloren.

Anfang dieses Jahres verabschiedeten sich zwei Kommilitonen von mir für längere Praktika an verschiedene Goethe-Institute. Und hier kam mir ein letzter Hoffnungsschimmer. Ein winziges Praktikum nur in den Semesterferien könnte ich ja machen. Ich überprüfte, welche europäischen Goethe-Institute Praktikanten für zwei oder drei Monate nehmen würde. Es blieben: Warschau, Budapest und Stockholm. An alle drei schrieb ich Bewerbungen. Die ersten beiden wurde rasch abgelehnt. In Stockholm war zufällig gerade eine Freundin von mir im Goethe-Institut als Praktikantin beschäftigt, als meine Bewerbung (zusammen mit 80 anderen) auf den Tisch kam. Und sie hat das dann geregelt. Ab Februar 2012 bin ich in Schweden!

Ob meine Hartnäckigkeit belohnt wurde? Ich glaube nicht. Ich denke, ich hatte einfach nur Glück. Und nachdem ich nun weitere dreimal im Akademischen Auslandsamt unserer Uni war, weiß ich jetzt auch welche Förderung ich beantragen darf: Erasmus-Praktikum. Das kennt Ihr noch nicht? Wozu auch? Es ist ja alles so furchtbar einfach zu regeln.

Text: Angela Unger

Illustration: Susanne Wohlfahrt



When asked what music we like, we say "Anything that sounds good". When asked what movie to watch, we have recommendations ready, when they were released, who's in them, and how they were received. We know what's on without glancing at the TV. We know the cake is a lie and the princess is in another castle. We are CULTURE JUNKIES.

We raise culture to the heights of the noble pursuits. If academia claims that which constitutes the world around us merits study and mastery, we add culture to the syllabus. We know what there is to know about pop culture, and if we don't, we want to, and we're getting there.

We define as culture any product of any media, be it mass, mainstream, minute, or meager; any consequence of creativity, no matter how shallow or profound; any text bearing an author, origin, birthplace, or source, be it abstract or concrete; anything made, crafted, designed, written, drawn, or constructed.

We define as culture junkies those turning on and tuning in; those watching the airwaves; those reveling in a brave new world of cultural overload.

We are not movie geeks. We are not TV addicts. We are not music freaks. We are not bookworms. We are all of the above and all that follow. We quote, we reference, we cite, we allude, we nod knowingly. Our holy texts are Rolling Stone, IGN, TV Guide, IMDb, Wikipedia, and the New York Times.

THE CULTURE JUNKIE MANIFESTO

We are not scholars or theorists. We can be, but we need not be. We have no use for dense symbolism or cluttered semiotics. We don't care what Demme is trying to say with *Silence of the Lambs*. Explaining Hitchcock's misogyny or *Seinfeld's* existentialism will impress few. We value the texts as simply texts, and we absorb every word; reading between the lines is not our game.

We claim nothing as sacred or universally accepted. We know there will always be those who hate the Beatles, *The Godfather*, *The Simpsons*, Hemingway, Picasso, Nirvana, and *Singin' in the Rain*. We may scoff, we may question, but we respect the opinion, because you'll respect ours. Some of us may not like Duchamp's "Fountain," but we like that others like it; we like that it's there. Even "bad culture" adds to the wellspring.

We claim that culture is culture is culture; it is a never-ending process of revisiting, reworking, remixing, revising, remaking, and reconfiguring. Overhaul, twist, tweak, rattle, destroy and rise anew from the ashes. "Good artists copy; great artists steal." We will fold culture back on itself and create something unoriginal. We'll mash the Beatles with Jay-Z, *Close Encounters with Deliverance*, and *Lost with Lokcats*. There is nothing too sacrosanct to be excused from the cultural cannibalism. We de- and re-value the invaluable. "Forbidden fruits make sweet jams"; pardon us while we steal that rhetoric. All culture is source material for more culture. One plus one equals one.

We have no endgame in mind. We have no group aspiration because we have no group. We have no collective strategy, no devised approach, no plan of attack. Where culture goes next, where it takes us is not our decision to make.

We're just in it for the ride.

Illustration: Alex Eylar

Öko-Literatur in Halle: Papka

Bücher müssen nicht immer glänzen, nach Druckerei riechen und aus einem großen Verlagshaus kommen. In Halle kreieren Studenten gemeinsam ganz eigene Buchkunstwerke: Aus altem Pappkarton.

Joana studiert Ethnologie und BLIK an der MLU. Sie hat Papka zusammen mit Nele, die an der Burg Giebichenstein Kunsthochschule Buchkunst studiert, aufgebaut.

Was war der Ursprung für eure Idee?

Nele war eine längere Zeit in Lateinamerika und hat dort Wind bekommen von der Bewegung der sogenannten *Cartoneros*, dem Pappkartonverlag. Bei *Eloisa Cartonera* entstehen neue verlegte Bücher aus recycelten Materialien, die günstig verkauft werden. Hier in Deutschland gibt es allerdings einen anderen Hintergrund, Literatur wird uns ja nahezu hinterher geworfen. Uns geht es mehr darum die Bürokratie zu umgehen, und Leute, die Lust haben zu schreiben, bekommen die Möglichkeit, ihre Werke bei uns zu verlegen. Wir möchten die ganzen kommerziellen Wege vermeiden. Denn bei den großen Verlagen werden eingereichte Texte oft abgelehnt, und selbst wenn einmal etwas angenommen wird, muss oft trotzdem noch alles mögliche an dem Text verändert werden. Und genau das wollen wir nicht. Jeder soll seine Texte verlegen können, ohne den kommerziellen Hintergrund und ohne Richtwerte.

Welche Texte verlegt ihr?

Eigentlich alles, zur Zeit gibt es ungefähr sechs Werke, die in verschieden großer Anzahl verlegt wurden. Darun-

ter: Kurzgeschichten, ein Gedichtband, Comics und eine Illustration von Nachrichten.

Illustrierte Nachrichten?

Ja, da hat jemand die Nachrichten des Tages von verschiedenen Sendern aufgeschrieben und dazu Illustrationen gezeichnet. Das war besonders durch den Vergleich interessant, es wurden beispielsweise die Nachrichten von Radio Corax denen von Jump gegenübergestellt. Wenn jemand einen Text hat, den er interessant findet und verbreiten möchte, muss nur die Frage um die Lizenz geklärt sein, und dann kann die Idee umgesetzt werden.

Wie kommt es dann von der Idee zum Pappkartonbuch?

Wir treffen uns meist einmal in der Woche und besprechen Ideen und Organisatorisches. Wenn genug Texte zusammen gekommen sind, treffen wir uns zu Workshops. Dort arbeiten wir gemeinsam an dem Design der Bücher. Im ersten Workshop wurden in zehn Stunden 50 Bücher hergestellt. Das Schöne an Papka ist, dass jeder sich unterschiedlich einbringt. Deswegen sieht jedes Buch anders aus und wird ein kleines Kunstwerk.

Was habt ihr mit den Büchern vor?

Die sollen nicht direkt verkauft, aber auf Spendenbasis weitergegeben werden, damit wir die Druckkosten wieder



Papka-Bücher können nicht direkt gekauft, aber über eine Spende erworben werden. Damit wollen die Macher ihre Materialkosten decken.

raus haben. Es geht uns nicht darum, etwas zu verdienen. Wir wollen nur bei plus/minus null rauskommen.

Gibt es denn keine Fördermittel?

Doch, wir haben inzwischen einen Drucker gesponsert bekommen vom *Freundeskreis der Burg*, aber trotzdem entstehen noch ein paar Kosten, die wir durch Spendeneinnahmen gerne abdecken würden. Es steckt schließlich viel Arbeit in den Büchern, und es geht uns auch ein bisschen um die Wertschätzung

Und wie bringt ihr die Bücher unters Volk?

Meist auf Flohmärkten, oder wir legen sie in Cafés aus und stellen eine Spendendose daneben. Für dieses Jahr planen wir auch einen Stand beim Weihnachtsmarkt und überlegen einen Leseabend zu veranstalten.

Kannst du einschätzen, wie die Idee ankommt?

Ich stelle mir schon manchmal die Frage, ob die Bücher wirklich gebraucht werden. Klar, die meisten finden sie schön und die Idee toll, aber viele von ihnen gehen dann trotzdem am Stand vorbei. Aber vorrangig geht es uns schließlich auch darum, dass wir die Leute verbinden und zusammenbringen. Wir wollen gemeinsam etwas herstellen, und dabei lernen wir viel voneinander. Nele hat uns zum Beispiel einiges über die Buchbinderei beibringen können

Interview: *Ronja Schlemme*

Fotos: *privat*

- Für weitere Informationen über Papka: <http://kartonverlag.wordpress.com/> oder via Mail an kartonverlag@yahoo.de



Jedes Papka-Buch wird in den Workshops von Hand hergestellt.

Mitten in der Krise schaffen Bücher aus Pappe Perspektiven

Gemeinsam mit anderen *Underground-Schriftstellern* Argentiniens hat Washington Cucurto 2001 den ersten Pappkarton-Verlag gegründet: *Eloisa Cartonera*. Sie stellen Bücher aus weggeworfenen Pappkartons her und schaffen damit ebenso einzigartige wie ökologisch nachhaltige Kunstwerke. Hintergrund der Idee: Bücher kosten in einem normalen Buchladen in Argentinien etwa 70 Pesos. *Eloisa Cartonera* verkauft sie für 5 Pesos, umgerechnet also für 90 Cent. Damit macht der Verlag es auch dem armen Teil der Bevölkerung möglich, einen Zugang zu Kultur und der Freude am Lesen zu finden. Inzwischen hat die Idee Wellen geschlagen und verbreitet sich über die Grenzen Lateinamerikas nach China und Europa.

Der Blues der Stadt

Die Musik von Schellfisch klingt wie Halle: düster, bluesig, energisch und verspielt.

Halle-Ammendorf. Ein verlassenes Industriegelände des ehemaligen Waggonbauwerks, leerstehende Fabrikgebäude, Schienen, schlaglochreiche, unasphalтиerte Straßen, die Feldwegen gleichen: eine nahezu ideale Atmosphäre, um düstere und deprimierende Songs zu schreiben. Doch man erlebt eine Überraschung, wenn man den Klängen von Schellfisch lauscht, die hier im *Musicdrome* seit einem Jahr regelmäßig proben. Eingängige Melodien und kraftvolle Rhythmen sorgen selbst in dem wohl verlassenen Teil der Stadt für gute Laune. Schellfisch, das sind Hauke und Holger, die Sänger und Gitarristen, sowie Markus und Jan an Keyboard und Schlagzeug. 2009 lernten sich Hauke und Holger, die beide Geschichte studieren, im Chor ihres Instituts kennen. »Wir trafen uns ein paar Mal und arbeiteten zusammen an Songs, allerdings haben wir uns nicht als Band betrachtet«, erklärt Hauke. Deswegen hatten die beiden bis zu ihrem allerersten Auftritt 2009 beim Sommerfest von Unimono, dem Uniradio der MLU, auch keinen Namen für sich. Da sich eine Band ohne Namen jedoch schlecht anmoderieren lässt, musste schnellstmöglich ein solcher erfunden werden. »Weil uns partout nichts einfiel, haben wir schließlich ein Kochbuch genommen und eine Seite aufgeschlagen.« Ein Rezept für Schellfisch in Senfrahmsoße lieferte die nötige Inspiration. Weitere Auftritte in der *Marktwirtschaft* folgten, »bis wir uns endgültig entschlossen, dass zwei zwei zu wenig sind.« Seit 2010 werden die beiden Gründungsmitglieder musikalisch von Jan, der Geschichte und Politikwissenschaft studiert, am Schlagzeug und von Markus, der Lehramt Mathe und Musik belegt, am Keyboard unterstützt.

»Wir liegen zwischen Dur und Moll«

Markus war es auch, der ihren Stil erstmals als »Bluespop« beschrieb. »Auf unserer Myspace-Seite gaben wir als Genre Indie-Rock an. Weil wir aber nicht klingen wie die Arctic Monkeys, erhielten wir von vielen Seiten Kritik«, merkt Hauke an. Fakt ist, dass Schellfisch, seit sie sich das Label »Bluespop« aufgesetzt haben, mehr und mehr positive Aufmerksamkeit erfahren. Was man sich darunter vorzustellen hat, ist schwer zu beschreiben. »Unsere Tonlage befindet sich zwischen Dur und Moll. Wir versuchen die eingängigen Riffs des Pop und den dunkleren Dreiklang des Blues miteinander zu verbinden«, erklärt Jan. So klingen dann Songs wie der »Tyskie Blues« ruhig und dennoch kraftvoll, mit traurigen Motiven, die durch Schlag-



zeug und gut platzierte Gitarrensoli immer wieder von ungeahnter Energie belebt werden. »Wir machen keine traurige Musik«, erklärt Markus, »ebenso wenig wie Halle eine deprimierende Stadt ist.« Schellfisch hatten schon einige Auftritte. Besonders in Erinnerung geblieben ist die diesjährige *Fête de la Musique*, welche im wahrsten Sinne des Wortes ins Wasser gefallen ist. »Wir waren gerade beim Aufbauen, als auch schon im nächsten Moment durch den Sturm die gesamte improvisierte Bühne zusammenbrach, einschließlich der oberhalb befestigten Technik, die uns auf den Kopf fiel«, beschreibt Holger eindrücklich. Glücklicherweise wurde niemand schwer verletzt, so dass Schellfisch am nächsten Tag doch noch spielen konnten.

Weitere Auftritte in Planung

Gerade sind sie dabei, ihr erstes Album aufzunehmen, das bei kommenden Auftritten ausgelegt werden soll. Diese organisieren sie hauptsächlich selbst. »Meistens wende ich mich persönlich an Barbesitzer oder Vereine wie Postkult, die diesjährigen Veranstalter der *Fête de la Musique*«, erläutert Hauke. »Man muss immer am Ball bleiben. Zuflogen kommt einem nichts.« Am 25. November kann jeder, der will, Schellfisch in der *Mojo-Bluesbar* live erleben und sich ein eigenes Bild von ihrem ungewöhnlichen Musikstil machen, der das Lebensgefühl in dieser Stadt abbildet. Es ist nicht alles auf Hochglanz poliert, vieles Verfallene wartet sehnsüchtig auf bessere Zeiten, doch erfrischen auch immer wieder Menschen mit viel Liebe und Einfallsreichtum die Kulturszene und bringen damit etwas mehr Dur zwischen das Moll.

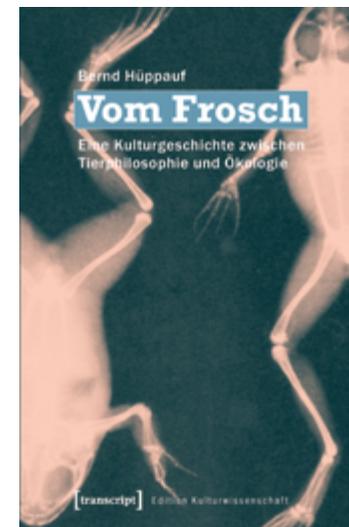
Text: Katharina Deparade
Foto: Christopher Pflug

Kulturgeschichte in grün

Ein kleines Tier wird immer wieder neu entdeckt. Bernd Hüppauf erzählt von der wechselvollen Beziehung zwischen Mensch und Frosch.

Wie kommt ein Emeritus für Deutsche Literatur und Literaturtheorie der New York University dazu, sich ausgerechnet mit dem Frosch zu beschäftigen? Bernd Hüppauf erinnert sich an einen längst zugeschütteten Teich aus Kindertagen, an den Frosch in der Hand und »mit Widerstreben« an den Frosch im Sezierbecken. So abseitig es auf den ersten Blick erscheint: In früheren Zeiten nahmen Frösche und Kröten einen wichtigen Platz in Kunst und Literatur, Religion und Wissenschaft ein, obgleich sie dem Menschen kaum von erkennbarem Nutzen und seiner Gestalt nicht eben ähnlich sind.

Den Mittelpunkt der Monographie bilden Kapitel, die jeweils aus kulturgeschichtlicher Perspektive den Mythos Frosch in Theologie und Magie, den Frosch als Subjekt und Objekt der Literatur und das Mensch-Frosch-Verhältnis in der Wissenschaft untersuchen. Als kulturelle Ausnahmeerscheinung beschreibt Hüppauf den abendländischen Raum: Hier hatte die Kirche, in Ablehnung vorchristlicher Mythen, Frosch und Kröte als böse, unmoralisch und giftig abqualifiziert. Die unkontrollierte Sexualität der Amphibien wurde als besonders abstoßend empfunden. Viele außereuropäische Kulturen bewerteten diese Fruchtbarkeit dagegen positiv: Frösche gelten in Ostasien und Afrika als Symbol für Glück und Reichtum.



• Bernd Hüppauf: Vom Frosch
Transcript Verlag 417 Seiten, 24,80 EUR

Mit zahlreichen Beispielen illustriert Hüppauf seine Geschichte vom Wandel des Froschbilds; ausgerechnet das Kapitel zur Literatur fällt dabei etwas dünner aus, und die Belege lassen teils zu wünschen übrig. Goethes Abhandlung und Gedicht zur *Metamorphose der Pflanzen* dient ihm als Nachweis für eine »Engführung von Naturwissenschaft und ästhetischem Bildungsprogramm«, in dem besonders die »bösen und hässlichen Tiere der theologischen und magischen Tradition« keinen Platz haben. Das überzeugt nicht recht, zumal Goethe im Kapitel zur Wissenschaft erneut erwähnt wird und dort Frösche unter dem Mikroskop betrachtet. Und wenn Hüppauf konstatiert, dass die Hauptfigur in Günter Grass' *Die Blechtrommel* einem Frosch ähneln würde, dass gar der Roman selbst »zu einem Frosch wird, ohne dass er [Grass] es bemerkte«, werden ihm wohl nicht alle Leser folgen wollen.

Als die Aufklärung Religion und Mythos beiseiteschiebt, ändert sich das Tierbild nicht nur in der Kunst, sondern auch in der Wissenschaft. An die Stelle der sinnlichen Beobachtung und empathischen Begegnung mit dem beseelten Tier tritt seit Galvanis Froschschenkelexperimenten der Laborversuch, in dem der Frosch fixiert, zergliedert und objektiviert wird. Nachdem die inquisitorische Menschenfolter aus der Mode gekommen ist, versucht die Wissenschaft, dem Tier mit Marterinstrumenten seine Geheimnisse zu entlocken. Schmerzen werden hier jedoch absichtslos zugefügt und als Nebeneffekt hingenommen. Von Interesse sind allein die mechanischen Funktionen des Versuchsobjekts. Wenn heute weniger seziiert werde und dafür Computermodelle herhalten oder gar durchsichtige Frösche gezüchtet würden, geschehe das vor allem aus praktischen Erwägungen, nicht aus Achtung.

Für die ökologische Krise der Gegenwart macht Hüppauf einen umfassenden kulturellen Prozess verantwortlich, in dem Ethik alleine dem autonomen Subjekt gelte. Das Bild vom »Ökofrosch« breche fundamental mit dieser Tradition; es entstand nicht in der Philosophie, sondern in der Praxis der Umweltbewegung. Eine Ökoaktivistin lässt er davon erzählen, wie sie zum ersten Mal eine Kröte in die Hand genommen hat. Auch wenn man spätestens an dieser Stelle den Eindruck nicht los wird, dass Hüppaufs Wissenschafts- und Kulturgeschichte sehr viel mit seiner eigenen Biographie zu tun hat, erhellend sind seine Ausführungen allemal.

Text: Konrad Dieterich

Neues von der Schauburg

In diesem Sommer fanden die ersten Veranstaltungen in der Schauburg statt. Doch nun wird dem Verein gekündigt, der seit einem Jahr versucht, das Objekt zu sanieren.

Das *Quotentrio* schmettert gerade herzzerreißende Chansons der 20er bis 40er, als der große Sommersturm beginnt. Die Zuhörer, die bis dahin auf der gemütlichen Terrasse sitzen, flüchten in das Gebäude. Teile der Dachpappe fliegen über den Hof und beschädigen das Terrassendach. Die Veranstalter laufen umher und versuchen die Technik zu retten. Nun löst sich die Verankerung, das komplette Dach schleift über die Terrasse. Die Besucher interessiert derweil nur, woher der nächste Prosecco kommt. Während das Barpersonal versucht die letzten Gläser vor dem Sturm zu retten, gießen sich die Gäste selbst ein. Der Strom fällt aus und eine alte Dame holt verschmitzt eine Taschenlampe aus ihrer großen Tasche. Später gibt es Gratiskuchen und noch mehr Prosecco. Danach muss die Schauburg für ein, zwei Wochen schließen, das Dach reparieren und Sicherungsarbeiten durchführen lassen. Wie vom Pech verfolgt, bricht bei der kommenden Veranstaltung wieder ein Sturm los, diesmal bleibt das Dach heil. Doch auch bei Windstille macht der Gebäudekomplex einen auffälligen Eindruck, vom einstigen Glanz ist kaum noch etwas zu erahnen.

Die Schauburg galt als eines der schönsten und größten Kinos der Weimarer Republik. Heute ist es eines der zwei letzten originalen Häuser der Großen Steinstraße. Seit letztem Jahr versucht der »Verein zur Förderung der freien Kulturlandschaft Sachsen-Anhalt e. V.« den vergangenen Glanz des zerfallenen Gebäudes wieder zu beleben.

Mit marodem Charme

Die Schauburg soll zum größten freien Theater Sachsen-Anhalts werden sowie Ateliers, Künstlerwohnungen und eine Galerie beherbergen. Ein imposantes Vorhaben. Bereits im Februar hatte *hastuzeit* dem Objekt einen Besuch abgestattet, doch noch immer steckt der Verein in der Sanierungsphase, und große Teile des Hauses sind aus Sicherheitsgründen nicht begehbar. So wurde der Innenhof für die ersten Veranstaltungen hergerichtet, und in der Schauburg ertönte nach langer Zeit wieder lobender Applaus. »Zum Tag des offenen Denkmals wurden wir regelrecht überrannt«, freut sich der Vereinsvorsitzende des Vereins Nico Käfer. Viele ältere Besucher fühlten sich bei der Führung durch die historischen Gebäude an glanz-

volle Zeiten erinnert. »Der marode Charme des Gebäudes kam sogar ganz gut an«, meint Nico Käfer. Daneben gab es aber auch relativ leere Veranstaltungen. Trotz einiger Höhepunkte kamen gerade 3000 der geplanten 5000 Besucher. Finanziell sei es nicht zufriedenstellend gewesen, »aber nun haben wir es endlich geschafft, von der Politik und der Wirtschaft ernstgenommen zu werden«, so Käfer. Der Verein konnte sich in den letzten Wochen über zahlreiche Förder- und Sponsoringangebote freuen. Und nach einem Jahr ist nun auch der Wille bei der Stadt Halle erzeugt, das Projekt voranzutreiben. Die Stadtwirtschaft hat angeboten, den Bauschutt kostenlos zu entsorgen. Es habe sich sogar ein Unternehmen gefunden, das das brüchige Dach reparieren will. Gerade im Hinblick auf den bevorstehenden Winter ist das eines der wichtigsten Anliegen. Der Dachstuhl würde im jetzigen Zustand »nicht überleben, und das Objekt wäre ruiniert«, meint Nico.

Schauburg – auch ohne den Verein

Das Haus birgt viele Schätze. Bei den Sanierungsarbeiten wurde ein Gewehr aus dem ersten Weltkrieg gefunden, auch der Originalfußboden aus dem frühen 17. Jahrhundert ist zum Teil noch erhalten. In versteckten Ecken finden sich Basalt und Granit, Bodenmarmorplatten führen zu den Hauseingängen. Vieles findet sich unter Beton, Dreck und DDR-Holzspanplatten. Eindrucksvolle Funde und dank des beinahe erfolgreichen Eröffnungsprogramms in naher Zukunft ein repariertes Dach – das klingt nach Schönwetterlage. Doch gerade jetzt, als der Verein eigentlich schon das Weihnachtsprogramm planen wollte, kündigt der Eigentümer fristlos. »Wir sind sehr traurig darüber, dass wir gezwungen sind, dem Verein zu kündigen«, so Petra Bredehorn-Mayr. Die Eigentümerin hat gehofft, dass sich die finanzielle Lage des Vereins durch das Sommerprogramm verbessert, aber die kalkulierten Besucherzahlen blieben aus. »Nun sind wir an einen Punkt gekommen, wo wir dieses Konzept nicht mehr subventionieren können.« Als sich der Verein zur Förderung der freien Kulturlandschaft letztes Jahr um das Objekt bewarb, war die Eigentümerin froh, dass er sich um die Erhaltung der Schauburg kümmern und die kulturelle Stätte wieder beleben will. Sie habe immer wieder versucht, den Verein zu unterstützen. »Wir haben erst viel später gemerkt, dass sich der Verein bei der wirtschaftlichen Arbeit überhoben hat, das wurde uns erst sehr spät signalisiert«, erklärt der zuständige Bauleiter Jürgen Dieter Wiegel. Die Schlüssel des Wohnhauses, in dem später einmal die Künstlergarderobe untergebracht werden sollte, musste der Verein bereits abgegeben. Ein Auszug kommt für Nico Käfer eigentlich nicht in Frage, der befürchtet, dass das Projekt Schauburg dann nicht mehr realisiert werden kann. »Wir



Stand bis vor kurzem auf der Bühne der Schauburg und leitet den Verein: Nico Käfer

würden den Eigentümern bei der Bewältigung des Objektes gern weiterhin mit unseren Kompetenzen unter die Arme greifen«, so Nico Käfer. Der Vorstandsvorsitzende wird den Eigentümern ein neues bzw. weniger umfangreiches Konzept vorlegen und hofft, dass dadurch ein neuer Pachtvertrag zu Stande kommt. Beide Parteien verfolgen das gleiche Ziel, nämlich der Schauburg wieder den alten Reiz zu verleihen oder sie zumindest erst einmal begehbar zu machen. Aber es gibt auch ohne Verein eine Perspektive für die Schauburg. »Wir hatten damals ein Konzept ausgearbeitet, bevor der Verein an uns herangetreten ist. Dies sollte eine Variante von wohnwirtschaftlichem Nutzen und der Wiederbelebung einer kulturellen Stätte sein«, so Wiegel. Die alten Pläne werden wieder aufgenommen. Das Objekt wird nun grundsaniert, und später können sich Interessenten, die eine künstlerische Plattform suchen, einmieten. Künstler, Vereine, Galerien sollen sich zeitweilig oder dauerhaft darin aufhalten, »sich künstlerisch einbringen und Gedanken entfalten können«, so Bredehorn-Mayr. Auch der Verein zur Förderung der freien Kulturlandschaft könne sich dann gern um Räume bewerben. Die Schauburg soll sich dann von ihrer besten Seite zeigen. Wann das aber genau sein wird, ist unklar. »Wir sind noch in der Planungsphase«, aber die Eigentümerin glaubt, dass nächstes Jahr die ersten Mieter einziehen können. »Vorerst gilt es aber das Objekt sturm- und winterfest zu machen«, so Bauleiter Wiegel.

Text: Yvette Hennig

Fotos: privat



Nicht vergessen!

Alles, was im nächsten Monat wichtig ist und was sich sonst noch an unserer Pinnwand angesammelt hat

Einschreiberekord

An der MLU studieren so viele Menschen wie noch nie: Ende Oktober waren genau 20.255 Studenten an der Uni Halle eingeschrieben. Knapp 4.500 neue Studierende sind in diesem Semester nach Halle gekommen. Die Uni hatte in der Vergangenheit versucht, immer mehr Interessenten aus den alten Bundesländern zu gewinnen – mit Erfolg: Vier von zehn Erstsemestern stammen aus dem Westen. Vor zwei Jahren waren es nur zwei von zehn. Wie auch im vergangenen Wintersemester finden aufgrund der Raumknappheit Vorlesungen im Steintor Varieté und in der Händelhalle statt.

Bücher sind Reisen

... und Buchstaben sind Klänge. Davon will Euch die Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle in ihrer neuen Ausstellung überzeugen. Ab dem 17. November sind im Volkspark Künstlerbücher, Typografie, Bucheinbände, Grafiken und Installationen zu sehen. In der Galerie stellt neben der Burg auch die Kunsthochschule Braunschweig aus. Gemeinsam haben sie das Medium Buch. Bücher verändern sich, sind in Bewegung. Texte verlassen die Seiten, markieren den Raum. Grafiken erzählen Geschichten, werden lesbar. Die Ausstellung lädt ein zu einer Reise durch die Vielfalt der zeitgenössischen Buchkunst.
<http://www.burg-halle.de/galerie.html>

Ausgezeichnete Pharmazeuten

Die hallischen Pharmazeuten um Prof. Dr. Karsten Mäder sind mit dem »Phoenix-Pharmazie-Wissenschaftspreis« ausgezeichnet worden. Sie erhielten den Preis Anfang November für ihre Arbeit in der Grundlagenforschung. »Der Preis hat mich überrascht und sehr gefreut«, so Mäder. Gemeinsam mit seinem Team hat er eine verbesserte Methode für sogenannte »in situ«-Implantaten entwickelt. Die Implantate sind zuerst flüssig und bilden erst im Körper des Patienten eine feste bzw. halbfeste Schale. Im Inneren befinden sich zum Beispiel Medikamente, die dem Patienten so über eine längere Zeit verabreicht werden können.

Nawi? Pro!

NawiPro heißt das neue Informations- und Kommunikationsportal für Studierende der Naturwissenschaften an der MLU. Drei Absolventen der Biochemie haben das Portal ins Leben gerufen, um Studierenden bei ihrer Recherche nach Experiment-Protokollen, Methoden und weiteren Informationen zu helfen. Die Seite könnt Ihr aber nicht nur passiv benutzen, sondern auch aktiv daran mitarbeiten, das gesammelte Wissen zu vermehren.

<http://www.nawipro.de>

• Du bist Student und möchtest, dass Dein Projekt die nötige Aufmerksamkeit bekommt? Dann sende eine Mail an redaktion@hastuzeit.de und erklär uns kurz und knackig Dein Projekt!

Stura aktuell

Neuer Stura im Amt

Der 22. Studierendenrat der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg ist nun offiziell im Amt. Wir gratulieren allen gewählten Mitgliedern und freuen uns auf die gemeinsame Legislatur. Den Vorsitz übernehmen Tobias Grasse und Lucio Waßill. Die Finanzen des Studierendenrates haben Adrienne Eckert und René Preißler im Blick. Um die Sorgen und Nöte unserer Studierenden kümmern sich Josephine Jahn und Benjamin Korn als unsere neuen Sozialsprecher. Sabrina Schiffner und Melanie Grießer lenken die Sitzungen des Sturas. Und die Interessen der Studierenden werden durch Valerie Groß im Senat vertreten.

Neues ALV

Du findest viele der Themen, die Dich interessieren, kommen im allgemeinen Lehrbetrieb zu kurz? Du würdest im Laufe Deines Studiums gerne über den Tellerrand schauen und auch andere Veranstaltungen besuchen? Kein Problem, dank des Alternativen Vorlesungsverzeichnisses, das in die nächste Runde geht. Das komplette Programm ist in diesem Jahr in sieben große Themenbereiche unterteilt: Kritische Interventionen, Lateinamerika, Hochschule-Politik-Gesellschaft, Atomkritische Reihe, Syndikalismus, Recht, que(e)r einsteigen und ein Filmabend zur Geschichte von Nationalismus, Burschenschaften und autoritären Charakteren.

Cambus mit erweiterter Strecke

Seit November rollt der Cambus auf einer erweiterten Route. Wir haben in den letzten Wochen viele Verbesserungsvorschläge von Euch erhalten, die wir zusammen mit der HAVAG umgesetzt haben. Vielen Dank für die vielen Hinweise und Ideen von Euch. Nun fährt der Bus jeweils zu den Zeiten 9:27 Uhr, 11:43 Uhr, 13:27 Uhr und 15:27 Uhr vom Marktplatz zum Weinberg Campus (über Hallmarkt und Rennbahnkreuz). Damit reagieren wir auf die erhöhte Benutzung dieses Streckenbereichs während der Vorlesungszeit. Die neue Route wurde seit dem 24. Oktober erfolgreich getestet und kann nun dauerhaft umgesetzt werden.

Kostenlose Jobvermittlung beim Stura

Zur Erleichterung der Stellensuche bieten wir ab sofort wieder die Vermittlung von Nebenjobs über unseren Jobverteiler an. Dieser Service ist für alle Studierenden und Anbieter komplett kostenlos. Bist Du auf der Suche nach einer passenden Verdienstmöglichkeit, schick uns einfach eine kurze Nachricht mit dem entsprechenden Betreff und Deiner E-Mail Adresse an buer0@stura.uni-halle.de. Du bekommst dann alle aktuellen Angebote auf Dein E-Mailkonto geschickt.

Serviceleistungen des Stura:

Technikleihe
Rechtsberatung
Sozialberatung
Kinderinsel
u.v.m.

Öffnungszeiten:

Dienstag: 14.00 – 18.00 Uhr
Mittwoch: 12.00 – 14.00 Uhr
Donnerstag: 14.00 – 18.00 Uhr

Feste Termine:

Rechts-, Sozial- & Bafögberatung
Donnerstag: 14.00 – 16.00 Uhr

(in der vorlesungsfreien Zeit nur zweiwöchentlich!)

Studierendenrat
MLU Halle
Universitätsplatz 7
06099 Halle
Tel. 0345 552 14 11
Fax. 0345 552 70 86
www.stura.uni-halle.de
stura@uni-halle.de